

ZWISCHEN FORDERNDER NATUR UND FREIEM WILLEN:  
DAS POLITISCHE AN DER „KLASSISCHEN“ DEUTSCHEN GEOGRAPHIE\*

Mit 5 Abbildungen

HANS-DIETRICH SCHULTZ

*Summary:* Between claiming nature and free will: the political element of the “classical” German Geography

Historians writing the history of the German national movement emphasize that those involved had only a vague imagination of the spatial extension of the German nation. Nevertheless, leading representatives of the movement as ARNDT and JAHN have formulated relatively detailed statements about the *natural borders* (e.g. seas and mountains) enclosing the German nation. In case both borders do not match they preferred the criterion of a geographical borderline and not the extension of the German language. The physical map showed *directly* what otherwise could not be seen as one complex: the Germans naturally determined homeland.

Among others Geography, then being reconstituted as a *Länderkunde*, supported the idea. Countries were not states but natural entities functioning as natural “vessels” for the nations. Anyway, according to what geographers thought to have learned from history, they *were supposed* to become states – which gradually happened. The natural borders of Germany, as defined by the *Länderkunde* in the first half of the 19<sup>th</sup> century, all in all matched those depicted by the German national movement. Both supported each other. Later historical developments have caused modifications.

Today it is undoubtedly true that the surface of the earth carries no political relevance.

There is no defining relation between the physical map and the political map. Political projects have to be based and decided on political arguments and cannot refer to a “plan of nature”.

*Zusammenfassung:* Wenn Historiker die Geschichte der deutschen Nationalbewegung schreiben, dann betonen sie, dass diese nur eine vage Vorstellung vom räumlichen Umfang der deutschen Nation gehabt habe. Tatsächlich aber machten führende Vertreter dieser Bewegung, wie ARNDT und JAHN, recht genaue Angaben darüber, welche *geographischen* Grenzen die deutsche Nation umschlossen, und zogen sogar das Kriterium der geographischen Grenze dem der Sprachgrenze vor, wenn sich beide Grenzen nicht deckten. Auf der physischen Karte konnte man *unmittelbar* sehen, was sonst nicht als Ganzes zu sehen war: die Einheit des von der Natur vorgegebenen Landes.

Auch die Geographie, die sich damals als *Länderkunde* neu formierte, trug hierzu bei. Länder waren für sie keine Staaten, sondern Naturräume, die zugleich als die natürlichen „Gefäße“ der Nationen firmierten. Sie *sollten* allerdings zu Staaten werden und wurden es allmählich auch, wie der Geograph aus dem Verlauf der Geschichte zu erkennen meinte. Die Grenzen des natürlichen Deutschlands, wie sie in der *Länderkunde* in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts festgelegt wurden, stimmten mit den Angaben der deutschen Nationalbewegung weitgehend überein. Beide bestärkten sich wechselseitig. Spätere Variationen gingen auf die veränderten Zeitläufe zurück.

Heute ist dagegen klar, dass die Erdoberfläche an sich ohne politische Bedeutung ist. Zwischen der physischen Landkarte und der politischen Landkarte gibt es keinen normierenden Zusammenhang. Politische Projekte müssen politisch begründet und entschieden werden und können sich nicht auf einen ‚Plan der Natur‘ berufen.

I.

Allgemein gilt, dass Nationen keine vorgegebenen, sondern vorgestellte Gemeinschaften sind, “imagined communities”, wie ANDERSONS (1993) durchschlagende Formel besagt. DIETER LANGEWIESCHE warnt jedoch. Diese „schlichte Botschaft“, die dem Historiker an theoretischer Einsicht „nur Selbstverständliches“ biete, sei „geradezu langweilig altbacken“, werde aber von vielen „wie eine Modernitätsplakette“ getragen, um sich als informiert zu zeigen. Im Übrigen hätten schon die Altvorderen diese Einsicht gehabt; ihre gegenwärtige „Hochkonjunktur auf dem Wissenschafts-

markt und in der Öffentlichkeit“ gründe „vor allem im Vergessen früherer Einsichten“ (LANGEWIESCHE 2003, 598). Am Beispiel Renans und Canettis zeigt LANGEWIESCHE, dass die Erfindungsformel verharmlosend missverstanden wäre, wenn damit gemeint wäre, Nation als gesellschaftliche Konstruktion könne im

\* Der folgende, für die Publikation umgearbeitete Text lag einem frei gehaltenen Vortrag auf einem Symposium zum 75. Geburtstag von JOSEF BIRKENHAUER am 19. Mai 2004 in München zugrunde. Alle Kursivsetzungen innerhalb von Zitaten sind Hervorhebungen im Original, unabhängig von der dortigen Form.

Sinne einer „friedfertigen Ideenkonkurrenz“ (601) beliebig sein, vielmehr müsse der Erfinder „auf Konstruktionselemente zugreifen, die vorgefunden werden“. Sinnzuschreibung verlange Auswahl aus dem, „was man daraus in die eigene Nationskonstruktion einbauen will“, und das wiederum bedeute, dass der Konstrukteur sich auf Vorhandenes stützen müsse: „Er erfindet, indem er auffindet“ (602).

*Geographische* Argumente findet man bei ANDERSON nicht, und Renan lehnte sie bekanntlich ab. Auch in der Geschichtsschreibung zum Nationalismus und zur deutschen Nationalstaatsbildung fahndet man nach Hinweisen auf geographische Konstruktionselemente vergeblich. Wenn sie in der jüngeren National-Geschichtsschreibung der 1980er Jahre als Konstanten eine gewisse Rolle gespielt haben, dann nicht, um ihren Beitrag zur ‚Erfindung‘ der deutschen Nation darzustellen, sondern, wie bei HAGEN SCHULZE, im Sinne eines Realfaktors, der die (vermeintlich) verspätete deutsche Nationsbildung wesentlich erklären würde: „kein natürlicher Mittelpunkt, keine natürlichen Grenzen; das Land zerfloss, war offen nach allen Seiten, zudem in seiner Verkehrsgeographie durch Flüsse und Gebirge zerhackt“ (SCHULZE 1987, 34). Tatsächlich hatten einige Wortführer der frühen deutschen Nationalbewegung ziemlich klare Vorstellungen von dem *physischen* Raum, der Deutschland war, was in der Geschichtsschreibung, mit Ausnahmen wie MICHAEL JEISMANN (1992, 53f.), weitgehend übersehen bzw. vernachlässigt wurde. Sie argumentierten nicht nur mit der Sprache, sondern *primär* oder *ergänzend* geographisch, und man kann begründet annehmen, dass sich die Geographie, die sich seinerzeit (gegen die Staatenkunde) als *Länderkunde* neu formierte, und die deutsche Nationalbewegung wechselseitig in ihrem nationalen *Raumbild* bestärkten.

Wenn ein Raumplaner von heute feststellt: „Der [physische] Raum ist und wir betrachten ihn. (...) Der Naturraum ist identitätsleer, erst der normativ gegliederte Raum – dargestellt etwa durch eine politische Landkarte – schafft Identität“ (DAVY 1999, 59), so trifft dies keineswegs die Wahrnehmungsgewohnheiten von Teilen der deutschen Eliten (Geographen wie Nicht-Geographen), die sich seit der Wende von 18. zum 19. Jahrhundert am Nationalstaatsdiskurs beteiligt haben, im Gegenteil: Nicht der Blick auf die *politische* Landkarte, sondern der auf die *physische* Karte mit ihren naturräumlichen Auffälligkeiten zeigte ihnen an, wo die Grenzen der Nationen lagen, wer dazu gehörte und wer nicht. Der *Naturraum* war für sie kein bedeutungsindifferentes Stück Erdboden, sondern barg in seinen Konturen und den von ihnen eingeschlossenen Naturverhältnissen ein politisches *Programm*. Aus der

Kluft zwischen der aktuellen Staatenkarte und der *Norm* des Naturraumes, die sich dem Geographen in der Karte offenbarte, speisten sich im Falle Deutschlands raumpolitische Phantasien, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts z.T. Schwindel erregende Dimensionen annahmen.

Dies zu zeigen und damit einen noch immer unterschätzten Strang der Argumentation bei der ‚Erfindung‘ der deutschen Nation in die Erinnerung zurückzurufen, der über den Schulunterricht auch breite Schichten der Bevölkerung erreichte, ist das Anliegen des folgenden Beitrags. ALFRED KIRCHHOFF, der erste nach der Reichsgründung 1871 in Preußen neu berufene Geographieordinarius, der laut SCHACH die Nation „begrifflich und wesensartig genauer, ja neu zu fassen“ (2003, 185) versucht habe, steht dabei keineswegs als Neuerer isoliert in der geographischen Tradition, sondern bietet nur die Facette eines „Denkstils“ (FLECK 1935/1985) mit langer Vorgeschichte. So *kontextualisiert*, wird sich zeigen, dass auch der KIRCHHOFFSche *Geodeterminismus*, der nach SCHACH (2003) das Charakteristikum seines Nationsverständnisses ausmacht, ganz in diese Tradition gehört und nicht weniger problemvoll-widersprüchlich ist, wie überhaupt das Mensch–Natur–Denken der klassischen Geographie (vgl. HARD 1988, 179ff.). *Insofern* verfehlt SCHACH KIRCHHOFFS Position.

Einschränkend sei noch angemerkt, dass im Folgenden nur ein sehr grober, stark generalisierter Überblick gegeben werden kann, der zudem Gegenpositionen zum *Mainstream*-Denkstil in der klassischen (= länderkundlichen) Geographie komplett ausspart.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> So hat es immer auch entschiedene Gegner der Vorstellung einer aus der kausalen Wechselwirkung zwischen Natur und Mensch hervorgehenden Individualität der Länder und der politischen Überhöhung dieser Symbiose durch den Staat gegeben. Bekannt sind diesbezüglich JULIUS FRÖBELS Attacken gegen RITTER in den 1830er Jahren und mehr noch GEORG GERLANDS 1887 publiziertes Programm einer *rein* naturwissenschaftlichen Geographie (vgl. SCHULTZ 2003 (88), 49f., 51ff., 57ff., 100ff., 142ff.), die den Menschen als ein nach *Motiven* handelndes, *wollendes* Wesen ausschloss; vergessen sind dagegen die Gebrüder PAULUS, die es 1839 in ihren „Principien des Unterrichts und der Erziehung“ für einen logischen Fehler hielten, die physische und die politische Geographie zu einer Einheit zu verbinden, und die Individualität der Länder als reines Phantasma der RITTERSchen Schule ablehnten: „Das Erdleben, weit entfernt normirendes Princip zu seyn, ist (...) nur das [zufällige] Resultat der Wirksamkeit vieler einander wesentlich fremder [kausal unzusammenhängender] Agentien“ (zit. n. SCHULTZ 2003 (88), 68).

## II.

Die Archäologie der *Länderkunde* lässt sich bis auf die antike Klimatheorie des 5. vorchristlichen Jahrhunderts zurückführen. Aus dieser Zeit sind eine Reihe von Versuchen bekannt, Länder und Völker in ihrer individuellen Ausprägung als Ergebnis der Wirkungen des *Klimas* darzustellen. Das bedeutendste Konzept stammt nach dem Urteil des Ethnologen KLAUS E. MÜLLER von dem Mediziner Hippokrates von Kos, der mit der „Anthropogeographie (...) als erster eine überzeugende, zumal auch *empirisch fundierte Theorie zu einer systematisch-exakten Begründung der verschiedenartigen Äußerungsformen der menschlichen Physis und Daseinsgestaltung*“ geliefert habe. Zugleich sei aber bei ihm auch schon aufgrund seines fast rein naturwissenschaftlichen Erklärungsansatzes die Gefahr deutlich geworden, „die besondere, wenn nicht überhaupt gar entscheidende Bedeutung der rein geschichtlichen, weitgehend unabhängig von den gegebenen Umweltbedingungen (...) ausgelöst (...) Vorgänge gänzlich zu mißachten und den Gang der Entwicklung quasi zu *mechanisieren* bzw. ihn wie die Menschen, die ihn tragen und formen, als formelhaft funktionierende, d.i. bestimmbare Größen aufzufassen, die sie nicht sind“ (MÜLLER 1997, 137).

Diese antike Klimatheorie, die seit dem 16./17. Jahrhundert eine gesamteuropäische Renaissance erlebte, wurde in Frankreich vor allem von Montesquieu popularisiert, in Deutschland von JOHANN GOTTFRIED HERDER, der sich zeit seines Leben an ihr abarbeitete, besonders intensiv in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, die seit 1784 erschienen und den allergrößten Einfluss auf das deutsche Gebildetenpublikum, die deutsche Nationalbewegung und die Entstehung der modernen, heute besser als klassisch bezeichneten Geographie hatten. Unter „Klima“ verstand er (wie damals üblich) jedoch mehr als nur die typischen Witterungsverhältnisse, nämlich die gesamte (sichtbare) Außenwelt nebst dahinterstehenden *Kräften*, so dass es ihm zu einem produktiven „Chaos“ (HERDER 1784ff./2002, 254) mit- und gegeneinander wirkender Ursachen und Folgen wurde und jede deterministische Strenge verlor. Es „zwinget nicht, sondern es neiget“ (244), lautet HERDERS weiche Lösung des Determinismusproblems.

Zu diesem umfassend gedachten „Klima“ gesellte HERDER den durch Vererbung, Erziehung und Geschichte zur Gegenkraft bestimmten Menschen, die er beide so aufeinander bezog, dass sie zu einer bestimmten *Zeit* an einem bestimmten *Ort* auf *naturgesetzliche* Weise ein harmonisches *Gleichgewicht* oder „Maximum“ (HERDER 2002, 597) anstrebten, das auf Störungen mit ausgleichenden Oszillationen reagieren würde. „Nati-

onen“ im HERDERSchen Sinne waren somit autozentrierte *Individualitäten* von qualitativer *Einmaligkeit*. Jedes „Land“ hatte *sein* Volk, das zu diesem und *keinem anderen* Ort gehörte; das ist der *geographische* Kern des HERDERSchen Nationsverständnisses, das damit zugleich eine heftige Anklage gegen den Territorialschacher des Absolutismus implizierte, der alle geographischen und ‚nationalen‘ Zusammenhänge ignorierte. „Die Natur“, so wusste HERDER, erzog „Familien; der natürlichste Staat“ sei „also auch *Ein* Volk mit *Einem* Nationalcharakter“ (337). Das *Relief* der Erdoberfläche half dabei und bot mit seinen „Meeren, Bergketten und Strömen die natürlichsten Abscheidungen so der Länder, so auch der Völker, Lebensarten, Sprachen und Reiche; ja auch in den größten Revolutionen menschlicher Dinge sind sie die Directionslinien oder die Grenzen der Weltgeschichte gewesen“ (39f.). Dahinter stand die zu HERDERS Zeit, u.a. auf Buache und Gatterer zurückgehende, weit verbreitete Auffassung, nach welcher die Erde (auch untermeerisch) von einem geschlossenen Netz von wasserscheidenden Gebirgsketten überzogen wurde, zwischen denen sich die Länder ausbreiteten. Länder waren hiernach Flussgebiete, die von wasserscheidenden *Naturgrenzen* umgeben wurden.

Systematisch zugunsten einer territorialen Expansion instrumentalisiert, aber auch Ströme zulassend, wurde die Idee der Naturgrenzen in der Französischen Revolution, nachdem das Ancien Régime sich ihrer zuvor schon wiederholt pragmatisch bedient hatte. Geschickt operierten die Revolutionäre mit der *Doppel-funktion* des Naturrechts von Veränderung und Bewahrung, indem sie vortrugen, Frankreich brauche nach dem Willen der Natur zur Realisierung seiner *idealen geographischen Gestalt* nur noch Savoyen und den Rhein, danach breche ein dauerhafter Frieden an.

Eigentlich, sollte man meinen, hatte sich die Idee der natürlichen Grenzen mit diesem durchsichtigen Manöver für die deutsche Seite als Abwehrstrategie gegen französische Ansprüche erledigt. Doch das Gegenteil trat ein; auch deutsche Intellektuelle glaubten (wenngleich nicht unwidersprochen), dass „gewisse Teile der Oberfläche des Erdbodens, samt ihren Bewohnern, (...) sichtbar von der Natur bestimmt [sein], politische Ganze zu bilden“ (FICHTE 1801/1917, 78), um so eine Welt ohne Kriege zu ermöglichen, weil jeder Staat innerhalb seiner natürlichen Grenzen das besäße, was er vernünftigerweise zum Auskommen seiner Bewohner besitzen sollte. Allerdings kam wegen der französischen Rheinforderung nur das *Wasserscheidenprinzip* in Frage.

Prominentester Vertreter dieser Position war FRIEDRICH LUDWIG JAHN. Man lasse sich nicht davon täuschen, dass er in seiner berühmten Volkstums-Schrift

von 1810 das „Volksthum“ als „die einzige natürliche Gränze“ der Völker bezeichnete, denn nicht Sprachgrenzen, sondern die „unvergänglichen Gränzmahle“ (JAHN 1810/1817, 34) der Erdoberfläche entschieden bei ihm über den Umfang der Nationen. „Natürliche Gränzen oder Scheiden giebt es“, verkündete er apodiktisch, schon „ein flüchtiger Blick auf die Landcharte unsers Erdtheils“ werde „die meisten auffinden, besonders mit Zuziehung von Gatterer's Erdbeschreibung“ (33). Ohne Russland, habe Europa neun solche nach „ewigen Scheiden“ abgesteckte „Länder“, wobei die Eckpunkte des natürlichen Deutschlands für JAHN bei Genf und Memel, Fiume und Kopenhagen, Dünkirchen und Sandomierz lagen; im Schnittpunkt ihrer Verbindungslinien, an der mittleren Elbe, sollte die Hauptstadt „Teutona“ entstehen (Abb. 1). Auch später blieb JAHN dabei, dass die „Wasserscheide (...) ein natürlicher Grenzrain“ sei, „wo jedes Volk bei seiner Ausbreitung erst Halt und dann Kehrt machen soll, um sich zum volklichen Wohnen zu sammeln“; denn das Leben gestalte sich „wie bei den Gewächsen, hüben und drüben (...) ganz anders“ (JAHN 1833/1885, 575). „Was sie [die Natur] nach ihren ewigen Gesetzen im Raume als Land zusammengefügt, soll der Mensch nicht durch Schwertstreiche und Federstriche scheiden; was sie aber geschieden, soll der Sterbliche auch nicht fügen wollen“ (583). Die menschlichen Ordnungen hätten sich der „Ordnung des Erdreichs“ (583) zu beugen. Es kann also keine Rede davon sein, dass die deutsche Nationalbewegung „noch keinen sicheren territorialen Bezug“ (DANN 1993, 68) für die deutsche Nation gehabt habe und nur als „eine Sprachnation, ohne klare Grenzen“ verstanden worden sei, „unter allen Umständen nur vage poetisch ausgedrückt“ (SCHULZE 1994, 69). Das würde nur stimmen, wenn man von ihr überzogenerweise eine katastermäßige Aufnahme verlangte.

Eine recht konkrete Raumvorstellung besaß auch ERNST MORITZ ARNDT (Abb. 1), ein weiterer populärer Eiferer des frühen deutschen Nationalismus. Wer ihn nur als Vertreter der „deutschen Zunge“ kennt, wird seinem Grenzverständnis nicht gerecht. Seine Europaschrift von 1803 ist eindeutig, und auch später machte ARNDT keine prinzipielle Kehrtwende. Er forderte: „Es sey eine geschiedene Gränze der Völker gegen einander, so wohl geographisch als linguistisch, wenn [...] das letzte möglich ist. So bilde sich jedes Volk nach seinem Klima und seiner ganzen physischen Lage, wozu der Zufall auch gehört, aus seinem eigenen Keime aus. Dies wird eine treffliche irische Geschiedeneit des Nationalcharakters und der Nationalverfassung geben; die Völker werden sich einander bildend frei gegenüberstehen und so das Maaß einander halten“ (ARNDT

1803, 352f.). Fielen die geographische und die sprachliche Naturgrenze in eins, so sei „der Grundkeim (...) zur bürgerlichen Wohlfahrt, und einer humanen Entwicklung“ gelegt. „Schlimm“ sei es dagegen, „wenn die geographische Nothwendigkeit verschiedene Völker, d.h. verschiedene Sprachen zur Einheit“ (360f.) zusammenzwinge: „Jeder Staat, der seine Naturgränze überschreitet, sündigt; er sündigt doppelt, wenn er dabei die Gränze seiner Sprache überschreitet“ (361). Gelang es nicht, beide Sünden zugleich zu vermeiden, dann galt für ARNDT der *Primat des Landes*: „Die geographische Naturgränze ist allerdings die erste [...] Rücksicht bei einem Staate“ (334). Entsprechend verlangte er von Ungarn, es müsse, „wenn es in den Gränzen als Eins“ bestehen wolle, „der höheren geographischen Nothwendigkeit die kleinere linguistische aufopfern“ (355). Das „zweite Naturgränzengesetz, die Sprache“, müsse „immer [...] dem ersten nachstehen“ (385).

Was verstand ARNDT unter natürlichen Grenzen? „Die erste Naturgränze“ sei, „daß jedes Land sein Meer bekomme“ (ARNDT 1803, 385), erst zusammen mit einem Meer kämen andere Naturgrenzen in Frage. Wäre dies nicht so, könnte die französische Nation ihre Grenze „auch an den Karpathen und der Weichsel (...) setzen“ (385). Deutschland müsse „den Rhein allein besitzen, und das Meer zu beiden Seiten des Rheins als seine Naturgränze“ (386), während das geographische Frankreich schon an der Somme ende. Sprachlich gehe Frankreich dagegen weiter: „bis an den Ausfluß der Schelde über Brüssel, Lüttich, Luxemburg, nach Landau auf den Rhein zu“ (386). Im Norden bildeten für ARNDT die Ostsee und die Eider die natürliche Grenze, im Süden die Alpen mit dem größten Teil der Schweiz „und die Nordecke des adriatischen Meeres“ und im Osten „die jetzige politische“, die „auch allenfalls die geographische“ und überdies „glücklich auch meistens die linguistische“ (410f.) sei. Polens Untergang erklärte sich für ARNDT daraus, dass die Polen nicht begriffen hätten, „daß sie vor allen Dingen (...) in ihrem Norden das Meer beherrschen mussten, und daß die kleinere Zahl der Teutschen mit dem kleineren linguistischen Rechte dem grösseren geographischen des ganzen Landes weichen musste“ (328f.).

Auch in seiner berühmten Rheinschrift von 1813 blieben geographische Grenzen präsent, nur kamen sie jetzt erst „nächst der Sprache“ (ARNDT 1813, 17) in Frage, welche „die einzige gültigste Naturgrenze“ (14) ausmache. Gebirge und Meere, Wüsten und Sümpfe, aber auch große Wälder gäben nicht von selbst „Naturgrenzen“ ab, „sondern weil sie Sprachgrenzen“ (17ff.) seien. Ströme seien dagegen „nie Naturgrenzen gewesen und können es auch nie werden“ (18), wie die

Geschichte (19) belege. Ein Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland ergibt für ARNDT, dass ersteres mit seiner Nordgrenze nur zu einem Achtel, letzteres dagegen mit seiner ganzen Ostgrenze, einem Teil der Nordgrenze und dem größten Teil seiner Südwestgrenze zur Hälfte ohne schützende geographische Barrieren sei. Konkret lief ARNDTs Grenze Deutschlands gegen Frankreich „in gerader Linie von Dünkerken südlich unter Mons und Luxemburg (...) auf Saarlouis“ zu, dann folgte sie „längs der Saar und dem Vogesus der deutschen Zunge bis Mömpelgard“ und endete mit der „Rheinbucht bei Basel“ (21). Die Ardennen, Vogesen und der Schweizer Jura galten ihm als Grenzgebirge zwischen der französischen und deut-

schen Sprache, doch trennten sie „nur so, daß Mischungen an den Grenzen hin, hie und da auch wohl über die Grenzen hinaus laufen“ (17). Im Gegensatz zu 1803 gibt er diesmal keine Regel zur Lösung der Grenzfrage in diesem Konfliktfall an.

Später, 1844, bestimmte ARNDT erneut „Deutschland in seinen natürlichen Gränzen und in seinen Sprachgränzen“ (ARNDT 1844, 348). Als Markierungen nannte er: den „engen Hals der Cimbrischen Halbinsel“, den Schweizer Jura, die Vogesen und Ardennen mit den anschließenden niedrigen Höhen, welche „die Gebiete der Schelde und Lys von dem Gebiet der französischen Somme scheiden“ (348), dann „die höchsten Alpen“ (346) und die Berge, „aus welchen die Sau Drau

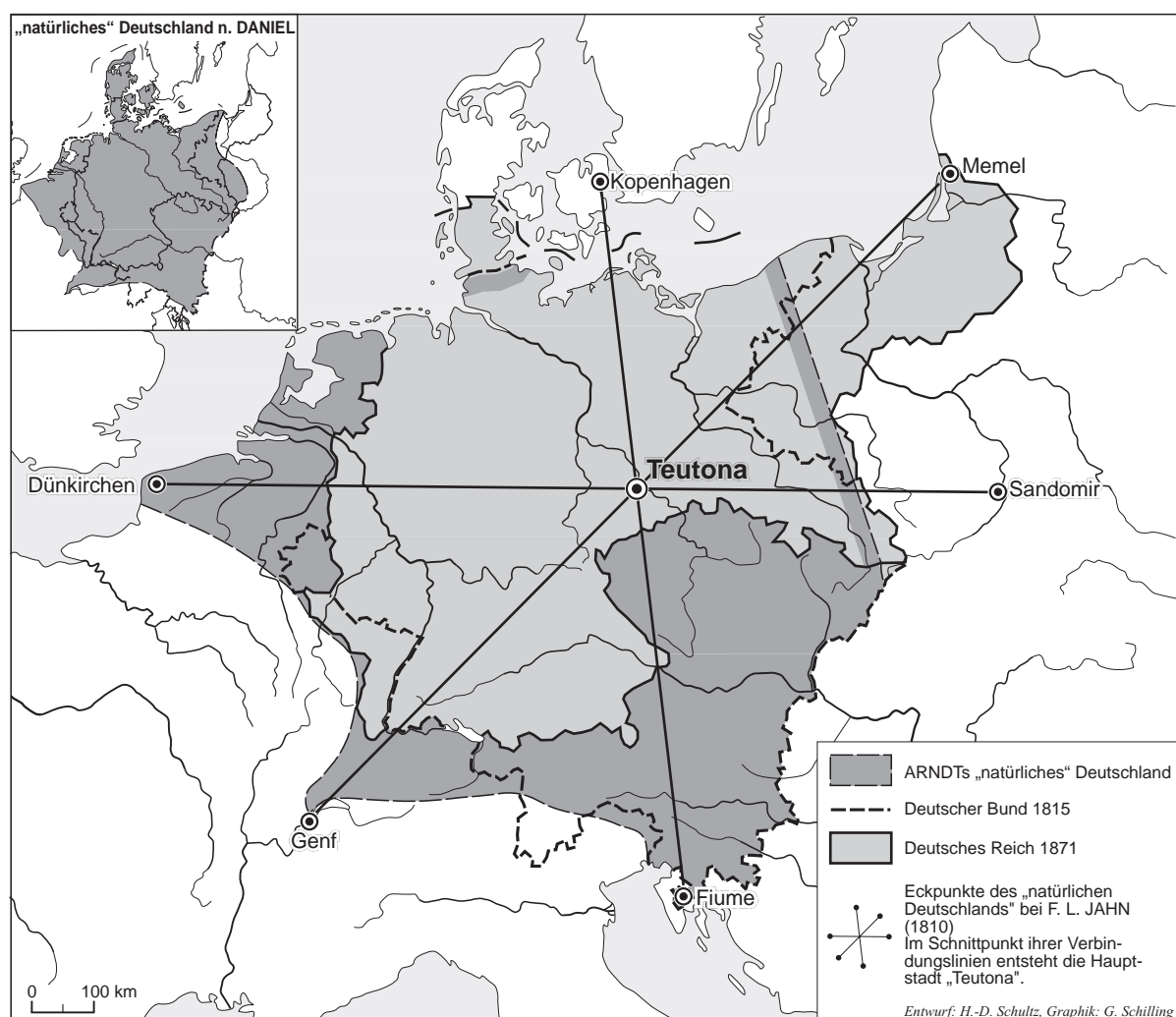


Abb. 1: Das „natürliche“ Deutschland bei ARNDT (1803/1844) und JAHN (1810) im Vergleich zum „natürlichen“ Deutschland DANIELS (1850) und das politische Deutschland 1815/1871

ARNDT's (1803/1844) and JAHN's (1810) "natural" Germany compared with DANIEL's (1850) and the political Germany 1815/1817

Raab March Oder und Weichsel entspringen“, und schließlich, in Ermangelung natürlicher Anhaltspunkte, eine von Böhmen, dem „deutschen Ostkastell“, ausgehende „grade Linie“, die „mit Weichsel und Oder zur Ostsee“ hinabzieht; hier sei Deutschlands „offenste Seite mit unbestimmten etwas schwimmenden Gränzen“ (347). Im Süden, Norden und Westen bewertet sie ARNDT als „fast ganz glücklich geschlossen“, im Südosten als „sehr geschlossen“, im Südwesten dagegen als „sehr zugänglich“. Damit verfüge Deutschland zwar über „keine so glückliche geschlossenen Gränzen als Italien, Spanien und Frankreich, aber doch viel glücklichere Gränzen als die in unbegrenzten Ebenen und also auch in viel weniger bestimmten Gränzen schwimmenden Polen und Russen“ (346). Polen „von der Newa bis zur Weichsel“ sollte jedoch als „Mittelreich zwischen Osten und Westen“ (323) wiedererstehen, wobei ARNDT von Preußen und Österreich erwartete, dass sie „den größten Theil ihres Polens, den Theil wenigstens, wo die deutsche Zunge der polnischen bei den Einwohnern nicht ungefähr gleich“ wog, „dem Ganzen“ (326) zurückgaben. ARNDT's Deutschland war somit kleiner als JAHNS, doch umfasste es neben dem Deutschen Bund ebenfalls die „Alpenburg Schweiz“, Belgien und die „Wasserburg Holland“ (348) sowie Teile Frankreichs. WEHLER irrt, wenn er JAHNS Deutschland um „die Schweiz, Holland und Dänemark“ (WEHLER 2001, 68) größer sein lässt als ARNDT's.

Es gab aber auch Vorstellungen, die Deutschland in mehrere geographisch begründete Einheiten zerlegten, wie das Beispiel des bayerischen Offiziers und Lehrers der Taktik, JOSEPH RITTER VON XYLANDER, zeigt. Ihm zufolge sollten die Staaten, um ein friedliches Miteinander zu ermöglichen, zwischen größtmöglicher Berührung und vollständiger Isolierung einen mittleren Grad an Abgeschlossenheit und Kontaktmöglichkeiten besitzen. Dies sah er durch „die natürlichen Grenzen der Gebirgszüge“ (XYLANDER 1821, 20) gesichert, die wenigstens ein Stromgebiet umfassen sollten. Am Ende aller Kriege würden „nur mehr solche Staaten bestehen, welche naturgemäße Wohnsitze haben“, nur so könne das Vaterland dem Volk „zur heiligen Wiege seines Lebens und zum Zeugen und Sitze seiner politischen Freyheit“ (24f.) werden. Im Falle Deutschlands hielt es VON XYLANDER für gänzlich unmöglich, alle Stämme in einem Staate zu vereinen, denn „die Erdgestaltung“ habe sie durch den „europäischen Hauptrücken“ „im Innern geschieden“ (49). Speziell die Donau, die nicht parallel mit den anderen deutschen Flüssen nach Norden abfloss, störte den Offizier. Das „Gesetz der Erdbeziehung“ verlange daher eine Dreiteilung in einen deutschen Rheinstaat von der Quelle bis zur Mündung,

einen norddeutschen Staat, der die Gebiete von Weser, Elbe und Oder zusammenfasse, und einen süddeutschen Staat, der sich jedoch entgegen dem postulierten Prinzip, Stromsysteme nicht zu teilen, auf das obere Donauebiet beschränken sollte. Die Mündungen der Weichsel und des Njemen wollte VON XYLANDER an ein in seinem „natürlichen Erdbesitz“ wiederhergestelltes Polen (43f.) geben; Österreich, diesem aus seiner Sicht unnatürlichsten und heterogensten Staat in Europa, prognostizierte er mit dem Fortschreiten der geistigen Bildung und dem Erwachen politischer Selbstständigkeitswünsche den Zerfall (54).

Nicht nur mit Stromgebieten, sondern auch Stromlinien arbeitete ein ANONYMUS, der 1833, vermutlich erstmals, für den gesamten Erdball ein natürliches System der Staaten aufstellte, wobei Linien für ihn dann in Frage kamen, wenn „wenigstens ein ganzes Ufer bis zum Ausgang des Meer's in einem, und demselben [Interessen-]Kreise“ (ANONYMUS 1833, 17) blieb und die freie Schifffahrt garantiert war, da andernfalls natürliche Interessenzusammenhänge auseinandergerissen würden. So gehörte zwar die Donau von der Quelle bis zur Mündung komplett zu Deutschland, das als „Danubien“ firmierte und erst auf den Höhen des Balkans und am Schwarzen Meer endete; das ganze linksrheinische Gebiet wurde jedoch bei Frankreich belassen. Das Verfahren, nur ungeteilte Stromsysteme als natürliche Einheiten gelten zu lassen, kritisierte der ANONYMUS als eine „mechanische Abmarkung“ von natürlichen Gebieten, die nur für „das rein geographische Studium“ (14) von Wert sei.

Für die Wahrnehmung des sog. Zeitgeistes ist der Hinweis des ANONYMUS wichtig, „daß die noch vor Kurzem verspöttelte ‚Schimäre‘ der geographischen Völkerinteressen sich bald zum wissenschaftlichen Studium des Diplomaten erheben“ werde. Dabei dachte er jedoch nicht an ein Studium der Geographie, sondern der „Politik“, die als „Wissenschaft (...) jetzt an der Tagesordnung“ (Vorrede) stehe. Ganz offenkundig war er kein Geograph und wollte mit seiner „physischpolitischen Geographie“ (ANONYMUS 1833, 24) oder „Natürliche Diplomatie“ nur dieser neuen Wissenschaft dienen. Auf Literatur verweist er extrem selten, kein klassischer deutscher Geograph wird genannt. Auch RITTER VON XYLANDER, durch sein Vorwort als Kenner der Klimatheorie ausgewiesen, erwähnt nur „militärische, historische und staatswirtschaftliche Schriften“, die „längst schon ein Gesetz der Erdbeziehung“ geahnt hätten, doch habe er dieses bislang „nirgends (...) selbstständig und unumwunden ausgesprochen“ (XYLANDER 1821, 5) gefunden. Ihm war jedoch, wie den Geographen (s.u.), durchaus bewusst: „Nicht unmittelbar wirkt die Gestaltung der Erde auf das poli-

tische Leben der Völker, – nur mittelbar gewinnt sie Bedeutung, durch den Geist, der sich mit ihr bindet“ (25). Was uns heute an der klassischen Geographie so abwegig-skuril erscheint, war also keineswegs auf diese beschränkt, vielmehr war ihr „Denkstil“ eingelassen in einen geographischen Zeitgeist, der weit über die engen disziplinären Grenzen hinausging und Teile der deutschen Geisteselite trotz mancherlei Gegner dieses Denkens faszinierte.

### III.

Vor dem Hintergrund dieses wissenschaftsexternen Grenzdiskurses und der HERDERSchen „Ideen“ formierte sich seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die neue Geographie die sich – erst als „reine Geographie“, später als „Länderkunde“ – von der älteren Staatsgeographie absetzte und die Datenmengen in einem neuen ‚Rahmen‘ präsentierte. Den wohl entscheidenden Anstoß für diese Umstellung brachten die damaligen politischen Verhältnisse. Die Staatsgeographie oder Statistik, welche die Erde nach administrativen Grenzen beschrieb, hatte damals mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen: *Erstens* hatte sich der geschlossene Territorialstaat nicht einmal in Europa voll durchgesetzt und war noch immer mehr Ideal als Wirklichkeit, *zweitens* überschritten sich die Zuständigkeiten der verschiedensten Gewalten bis zur völligen Unübersichtlichkeit und *drittens* änderten sich die administrativen Verhältnisse und politischen Gliederungen so häufig, dass die Haltbarkeit der nach solchen Einheiten zusammengestellten geographischen Fakten begrenzt war. „Nächst dem Wetter ist nichts unbeständiger als die Erdbeschreibung“ (92), klagte 1778 ANTON FRIEDRICH BÜSCHING, der damals berühmteste Staatsgeograph. Und diese Unbeständigkeit sollte sich danach mit den politischen Ereignissen nur noch steigern. Wie konnte man darauf reagieren, wie diese Misslichkeit in den Griff bekommen?

Eine Möglichkeit bestand darin, Staatenkunden nur für politisch ruhige Gegenden zu schreiben, andere Autoren behelfen sich mit der Einführung eines sog. historischen Normaljahres und einem aktualisierten Anhang; am attraktivsten aber musste es scheinen, sich an die von der Natur selbst ‚abgegrenzten‘ Gebiete zu halten, die allen politischen Veränderungen trotzten, und sich zur dauerhaften Grundlage der Erdbeschreibung eigneten. So traten bei immer mehr Geographen, ohne dass die alte politische Geographie völlig verdrängt wurde, an die Stelle der Staaten die *natürlichen Länder*, wobei man anfangs heftig darüber stritt, ob neben trockenen auch nasse Grenzen genommen wer-

den dürften, d.h. neben wasserscheidenden Gebirgen auch *Flusslinien*; Küstenlinien (Meere) waren dagegen unumstritten, obwohl eigentlich jede Insel die Küstenlinie störte und ein Zuordnungsproblem aufwarf oder als eigenes Land hätte gelten müssen.

Zunächst wurde diese *natürliche* Gliederung der Erdoberfläche bei Protagonisten der „reinen“ Geographen, wie HOMMEYER, *unabhängig* von der politischen Einteilung gesehen. Mit ihrer Hilfe sollte lediglich ein immer dauerndes Erinnerungsbild geschaffen werden, dem man, saß es erst einmal fest im Gedächtnis, „leicht jedes [politische] Kleid (...) würde anlegen und wieder abnehmen können“ (HOMMEYER 1810, V). Die Intention war also eine didaktische. Andererseits durften die natürlichen Abteilungen aber auch nicht beliebig sein, wenn sie der allgemeinen Verständigung dienen sollten. Sie mussten daher nach BUCHER „in ihrem physischen Totalcharakter (...) mehr Aehnlichkeit mit einander haben, als mit den nächstgelegenen, zu einem andern Lande geschlagenen, Gegenden“ (BUCHER 1812, 109). Später, 1827, hielt er genau dies für unmöglich und wurde zu einem entschiedenen Gegner der natürlichen Länder, deren Konstruktion *immer* willkürlich sei.

Andere Gegner der traditionellen Staatsgeographie bauten dagegen die „reine Geographie“ *klimatheoretisch* zur eigentlichen „Länderkunde“ aus. So stellte CARL RITTER, nach eigenem Zeugnis von HERDER inspiriert, 1806 fest, „daß *Localität* den entschiedensten Einfluß auf alle drey Reiche der Natur“ habe, nicht nur „auf [den] Gewinn der Naturproducte, [auf] Verarbeitung und Verbreitung derselben“, sondern „ebenso (...) auf den Körperbau und die gemüthliche Anlage der Menschen, auf ihre mögliche und wirkliche Vereinigung als Völker, [und als] Staaten“ und nicht zuletzt auf die „Beschleunigung oder Verzögerung ihrer physischen, intellectuellen und moralischen Cultur“ (RITTER 1806, 205). 1845 bestätigte der an HERDER, RITTER und HEGEL geschulte ERNST KAPP, dass die „durch oceanische und continentale Momente“ mannigfach modifizierten Erdformen „als bestimmte Localitäten den Nationen ein eben so bestimmtes Gepräge der Leidenschaftlichkeit, des Pflagma's“ und „der Richtung ihrer Thätigkeiten“ gäben. „Sie alle“ seien „eins mit ihrer Localität“. Das gesellige Zusammentreten von Pflanzen und Tieren in Abhängigkeit von den geographischen Bedingungen sah er beim Menschen analog fortgesetzt (KAPP 1845 I, 91). Diesen Gedanken spitzte der Kulturgeograph ERWIN HANSLIK gut 70 Jahre später noch zu: „Menschen wachsen auf der Erde ebenso wie Trauben, Korn oder Baumfrüchte“ (HANSLIK 1917, 29). „Raumeinheiten, (...) die in gleicher Richtung einseitig auf die Seele der Menschen“ wirkten, setzten sich „in Geistes-einheiten um, Raumgrenzen in Geistes-

grenzen". Allgemein gelte, „daß die Individuation der Menschheit in erster Linie kausaler Natur" sei, weil sie „auf die Gliederung der Erde" (85) zurückgehe.

So standen, unabhängig von aller Wahrnehmung, die Völkerdifferenzen schon *a priori* fest. „Nordische Menschen! Als die Bewohner der durchaus eigenartigen nordischen Länder müssen sie anders sein als die Bewohner südlich gelegener und wärmerer Länder" (KERP 1925, 5). Wie aber stellte sich der Geograph diese Individuation vor? Wollte er nicht eine autochthone, d.h. polygenetische Vor-Ort-Entstehung der Völker unterstellen, die eine solche Passung von Volk und Land automatisch mit sich gebracht hätte, so musste er davon ausgehen, dass die Völker nicht von Anfang an auf der für sie günstigsten Stelle saßen. Diese herauszufinden, war aber unbedingt notwendig; denn nur wenn das „durch göttliche Mitgift vorzugsweise begabte" „rechte Volk an die rechte Stelle" kam, um zu werden, was es sein und werden sollte, konnte es „für einen weiten Umkreis von Völker, ja für die ganze Menschheit, Leben erweckendes und schlummernde Kräfte entfaltendes Ferment werden" (GUTHE/WAGNER 1879, 118) und die ihm zugedachte Rolle in der Weltgeschichte übernehmen. Völkern, die sich am falschen Ort niedergelassen hatten, drohte (nicht anders als den Pflanzen und Tieren) Verkümmern oder Untergang. Noch im „Dritten Reich" sah HANS SCHREPFER die Germanen in Afrika scheitern, weil dieses für sie, anders als im europäischen Osten, „physisches und völkisches Fremdland" (SCHREPFER 1936, 147) gewesen sei.

Zwei Möglichkeiten, den geforderten Passungs- oder Sollzustand zu erreichen, wurden in der klassischen Geographie angeboten. Nach der *ersten* Variante waren es die Völker, die nach Versuch und Irrtum auf ihren Wanderungen den „Sinn" der Erdräume erschlossen. Ein „dunkles Bewußtseyn" half ihnen dabei, jenen Fleck Erde herauszufinden, dessen physische Verhältnisse „mit ihrer eigenthümlichen Natur in der nöthigen Harmonie standen" (ANONYMUS 1833, 357), wenn auch der „Instinkt allein" (4) ohne wissenschaftliche Beihilfe nur fehlerhaft arbeitete. Hatten sie „ihr" Land gefunden, konnten sie sich dauerhaft niederlassen und „ihre Sendung in der Weltgeschichte erfüllen" (357). Diese Art von „Wahlverwandtschaft" (356) sah auch der Geograph des „Dritten Reiches", hier HANS GRAUL, in der Ostsiedlung am Werk. Weniger die politische Lenkung als vielmehr ein „sicheres Gefühl" und „die unbewußte Lenkung (...) durch die Landesnatur" (GRAUL 1942, 349) hätten der Siedlerbewegung ihre Ziele gezeigt; denn auch der Mensch bleibe „ewig ein Stück der Natur" (349). Mit SCHREPFER verallgemeinert, hieß dies, dass auch die „erhaben über

Raum und Zeit" schwebenden, „aus Geist und Blut" geborenen „Ideen, die Menschengruppen zu Völkern" banden, von anderen auch Volksgeist genannt, „zur Gestaltwerdung (...) des geeigneten [...] Raumes" (SCHREPFER 1937, 111) bedurften und auf ihre Zeit warten mussten. Erst wenn sich „Idee, Zeit und Raum" zusammenfänden, könne ein Volk ein „vertieftes Verhältnis zu seinem Raum" gewinnen und ihn „nach seinem Bilde" (111) formen.

Nach der *zweiten* Möglichkeit war es das Land, das sich aus einem *beliebigen* Angebot von einwandernden Völkern *sein* Volk selbst schuf. ALFRED KIRCHHOFF verglich es daher mit einer „Hohlform (...), in die der Künstler die verschiedenartigsten Volksmassen plastisch einknetete, [so] daß in der gleichen Umrißgestalt eine Nation aus immer neuen Bestandteilen" (KIRCHHOFF 1905, 11) erstand. „Die Masse" könne „wechseln, die Form" bleibe (KIRCHHOFF 1914, 69). Renans Willensprinzip müsse „geographisch vertieft" werden, denn ihm liege ein „objektiver Grund des Wollens" (59) zugrunde. Gemeint ist die „gleiche Grundlage der Bodenmitgift" (63), die dafür Sorge, dass sich gemeinsame Wirtschaftsinteressen und gemeinsame Schutzinteressen entwickeln und sich so die anfänglich vorhandenen Gegensätze der Bewohner abschleifen würden. An anderer Stelle heißt es, Menschen, die jahrhundertlang auf gleichem Raum lebten, würden sich „verähnlichen (...) durch den täglichen Umgang miteinander", aber nicht allein „durch Blutmischung, durch gemeinsame Schicksale in Freud' und Leid" immer mehr zusammenwachsen, vielmehr auch, weil sie „beständig unter den gleichen Anregungen der Landesnatur zum Schaffen auf allen Gebieten des materiellen Daseins, unter den gleichen Einwirkungen der natürlichen Umgebung auf Leib und Seele" (KIRCHHOFF 1903, 42) stünden. Allerdings durfte für die Nationsbildung (laut KIRCHHOFF) die Natur eines Landes nicht allzu gegensätzlich sein, weil sonst die Basis für das Entstehen gemeinsamer Interessen fehle und die natürlichen Gegensätze nicht überwunden werden könnten. Entsprechend lag für ihn gegebenenfalls auch eine „Unvereinbarkeit der Länder und Völker" (KIRCHHOFF 1914, 62) vor.<sup>2)</sup>

Die Nationsbildung war somit, geographisch betrachtet, nicht nur das Ergebnis der *Sonderungs-, Model-*

<sup>2)</sup> SCHACH sieht dagegen bei KIRCHHOFF „die Konsequenz, dass alle Menschen, die zur nationalen Einheit gelangen wollen, ein Höchstmaß an differenzierten Ausgangspositionen für sich in Anspruch nehmen sollten" (SCHACH 2003, 183). Diese Interpretation ist durch KIRCHHOFF selbst nicht gedeckt.



lierungs- und Nivellierungskraft des Landes, wodurch der Mensch gleichsam zu „seiner Heimat höherer Pflanze“ (EGLI 1942/1975, 22) wurde; auch er selbst musste mitmachen und trug durch seine *Arbeit* an der Naturlandschaft aktiv zu diesem Vorgang bei, indem er sie nach *seinem* Wesen, aber *ihrer* Disposition zu einer Kulturlandschaft formte. „Stets sind die Länder das, was die Völker aus ihnen machen. Das Aussehen jener verkündet untrüglich den Grad der Werkfähigkeit dieser“, befand KIRCHHOFF (1914, 53). So gingen für den Länderkundler die Eigenschaften von Land und Volk, dem konkreten Menschen und der konkreter Natur, in ständigem Hin und Her aufeinander über; beide prägten sich wechselseitig und verschmolzen zu einer untrennbaren Einheit, so dass sie nur noch zusammengedacht werden konnten, der Engländer mit England, der Franzose mit Frankreich, der Deutsche mit Deutschland usw. Nur wo „die Kulturlandschaft sowohl landschaftsecht und volksecht“ sei, stelle sich „beim Beschauer das Gefühl der Harmonie (...), der Wahlverwandtschaft von Raum und Volk“ (SCHREPFER 1936, 150) ein, behauptete SCHREPFER, der zwar einen Deutschlandbegriff „der physischen Geographie“ mit „natürlicher Abgrenzung wie gleichartiger Naturausstattung“ ablehnte, aber dennoch von „bindenden oder lösenden Auswirkungen [des Raumes] auf das rassische Erbe“ (147) ausging und die Existenz einer „harmonischen sinnvollen Zuordnung zwischen Stammesart und Landschaftsart“ (148) für unbezweifelbar hielt.

Was lag nun näher, in den „Hohlformen“ der Länder nicht nur *melting pots* zu sehen, sondern auch eine Naturvorlage für die *politische* Gestalt der Nation, d.h. die Konturen *potentieller* Staaten, die zugleich als *Norm* fungierten? FLORENS WINKLER hat dies 1872 in seiner Dissertation auf den Punkt gebracht: „Auch auf dem Gebiete der Cultur und Civilisation ist das Naturgemässe allein das Gesunde und Dauernde, und je mehr die wirklichen Staatsgebiete mit dem natürlichen Staatsgebiete zusammenfallen, desto naturgemäßer werden eben die Territorialverhältnisse der Staaten und desto grösser wird die Bürgerschaft dauernden Friedens, wie die Geschichte sattsam bezeugt“ (WINKLER 1872, 18). Oder mit den Worten eines anderen Autors:

<sup>3)</sup> Von soziologischer Seite konstatierte J. FELS 1927, dass es das Verdienst dieses Faches sei, jene auf RATZEL, KIRCHHOFF u.a. zurückgehende anthropogeographische Begriffsbildung der Nation „als eine durch Rasse und Klima bedingte *Naturgemeinschaft* als zu roh und oberflächlich“ erkannt zu haben. „Sie schürfte tiefer und fand, daß die Nation in erster Linie eine *Geistesgemeinschaft* sei“ (FELS 1927, 123f.).

„Der Staatskörper wird ein gesundes Wachstum offenbaren, wenn er in natürlich geschlossene Erdräume möglichst restlos hineinwächst“ (LUKAS 1915, 5). *Land = Volk = Staat*: das war die Formel der Länderkunde für die Politik, die zusammenfassen und -halten sollte, was die Natur mit ihren Mitteln zu einem Land gefügt hatte.<sup>3)</sup>

Selbst ALFRED HETTNER, der sich von der Festlegung von Naturgebieten als potentielle politische Räume distanzierte (vgl. HETTNER 1927, 196), beurteilte andererseits die Existenzberechtigung und Überlebensfähigkeit staatlicher Gebilde nach dem Grad ihrer Übereinstimmung mit den geographischen Verhältnissen. HETTNER war kein früher Konstruktivist unter den Geographen, wenn auch manche seiner Äußerungen verführerisch in diese Richtung weisen, etwa wenn er keine „richtigen und falschen“ Einteilungen mehr kennt, sondern nur noch „zweckmäßige und unzweckmäßige“ (HETTNER 1927, 316). Doch sprachen z.B. für ihn die natürlichen Verhältnisse bestenfalls für eine Autonomie der Ukraine; denn „der geographischen Betrachtung“ erscheine „ein das osteuropäische Tiefland und Sibirien umfassendes russisches Reich als ein naturgemäßer Staatskörper, der die Zeit überdauern“ könne, „solange das Verhältnis des Menschen zu den Bedingungen der Natur annähernd dasselbe wie heute“ (HETTNER 1916, 314) bleibe. Auch konstatierte er, dass „die meisten europäischen Staaten (...) an ganz bestimmte Naturgrenzen herangewachsen“ seien; wo „unbeständige und unnatürliche Grenzen“ vorlägen, da liege „das daran, daß hier die Natur (...) verschiedene Möglichkeiten“ (HETTNER 1917, 568) biete. Für HETTNER stand fest, dass eine erfolgreiche Politik „auf geographischen Grundlagen ruhen“ musste und der Geograph z.B. darüber Auskunft geben konnte, ob das Deutschland, „wie wir es wünschen, geographisch möglich“ ist bzw. wie es aussehen müsste, „um geographisch möglich zu sein“ (569).

Damit war die Geographie, die um 1800 als *unpolitische* „reine Geographie“ entworfen worden war, nach ihrer Fusion mit der umfassend gedachten „Klimatheorie“ als *normativ* verstandene Länderkunde politisch aufladbar und voll in den politischen Prozess der *Nationalstaatsbildung* involviert; denn der Länderkundler nahm (im Gegensatz zum Staatenkundler) die politischen Grenzen nicht einfach hin, so wie sie kamen, sondern verlangte, dass sie der Vernunft der konkreten Natur der Erdoberfläche entsprachen, um selbst vernünftig zu sein. So wurde die *physische Karte* unter dem fragenden Blick des Geographen zu einer *politischen* Offenbarung, die hinter dem physischen Relief die Staatenkarte der Zukunft durchschimmern ließ, wie sie von Natur aus sein *sollte*. Die klassische

Geographie besaß somit von Anfang an auch eine angewandte Dimension, die in den Anspruch mündete, der Politik in Sachen Grenzziehung beratend zur Seite zu stehen.

War das nun eine streng *naturdeterministische* Position? Nein, weil es dann den Fall eines falschen Umgangs mit der konkret-materialen Natur gar nicht geben könnte. Vielmehr unterstellte der Länderkundler, dass die Natur auch Umformungen hinnahm, die sie nicht wollte, nur dass sie dies nicht für immer tat; denn sie arbeitete „verdeckt“ mit ihrer berühmten ‚unsichtbaren Hand‘ (die auch die Hand Gottes oder der Selektion sein konnte) auf eine Beseitigung der ‚falschen Wirklichkeit‘ hin. So war der einzelne Mensch zwar frei in seinen Entscheidungen, er konnte die Natur missverstehen oder mit ihr machen, was er wollte, doch würde in diesem Konfliktfall ihr Gesetz immer wieder in die richtige Richtung steuern, mochte es den nach den verschiedensten Motiven Handelnden selbst unbekannt bleiben: „Einem blinden Chaos, der Welt der Möglichkeiten, scheint er [der Mensch] überlassen, aber durch dieses Labyrinth führt ihn sorgsam Allmutter Natur“ (MAULL 1910, 92). Zwar könne der einzelne, je isolierter er sozial sei, „scheinbar (...) sein Ohr der Stimme der Natur“ verschließen und das Gesetz „nach freiem Willen handelnd unterdrücken“, „die Vielheit“ aber müsse „dem magischen Zauber der Erfahrung verfallen, mit dem Naturgesetze dem Einzelindividuum die Richtlinien seiner Betätigung vorschreiben“. Entsprechend sah MAULL den Menschen „mit immer gesteigerter differenzierter Erfahrung (...) immer mehr mit den Naturgesetzen“ verwachsen, was heißt, dass er durch die Praktizierung seiner Freiheit immer stärker gebunden wurde. Die völlige Beherrschung der Natur fiel mit der Befolgung ihrer Gesetze zusammen. Ihre ‚Vergewaltigung‘ war keine Beherrschung, sondern der ‚Sündenfall‘. Auch hinter dem historischen Entwicklungsgang der Grenze sah MAULL „ein allwaltendes Gesetz“ stehen. Nur vordergründig würden die Grenzbestimmungen in Staatsverträgen willkürlich erscheinen, tatsächlich gliederte sich „Gebiet um Gebiet aus den seltsamsten Beweggründen um eine natürliche Landeseinheit“ (MAULL 1910, 92).

So handelt es sich bei der Natur des Länderkunders offensichtlich um eine *intentionale* Natur, woher auch die *anthropomorphe* Sprechweise kommt. Politische Unvernunft kann sich über ihr(e) Gesetz(e) hinwegsetzen, doch verfügt die Natur über einen *immanenten* Sanktionsmechanismus, der auf lange Sicht garantiert, dass alles wieder in die von ihr gewollten Geleise zurückkehrt. Sollte aus diesem langwierigen naturwüchsigen Prozess ein bewusst gesteuerter werden, dann musste

sich der Geograph um das Gesetz kümmern, das als *Norm* fungierte und darüber entschied, wie weit ein beobachtbarer bestehender Zustand vom *idealen* Zustand abwich. Er musste also ein Wissen darüber erlangen, welche Grenzverhältnisse mit dem „inneren Naturgesetz“ (MAULL 1910, 92) der physischen Verhältnisse harmonisierten und welche nur arbiträr waren, um das ‚Ewige‘ im Regionalen vom nicht durch die ‚Lokalität‘ gedeckten vergänglichen (manchmal auch sehr lange dauernden) Augenblick unterscheiden zu können. Aus der Beobachtung von Grenzverläufen in der Geschichte ließ sich auf die Intention der Natur schließen. Eine „auffallende *Konstanz*“ (91), die sich durch alle historischen Wechselfälle über die Jahrhunderte hinweg immer wieder einstellte, offenbarte dem Geographen „das Gesetz in der Resultante der Erscheinungen“ (92), kurz: was die Landesnatur akzeptierte und was nicht.

Auf diesen *naturalistischen Interventionalismus* zugunsten Deutschlands setzte 1925 auch WILHELM VOLZ: „Kein Volk kommt hoch, das seinen natürlichen Raum nicht erfüllen kann; aber auch kein Volk kann auf die Dauer über seinen ihm eigenen Raum hinauswachsen. Als ob die Natur sich selbst helfe!“ (VOLZ 1925, 174). Selbst ALBRECHT PENCK betonte 1928 zwar einerseits, dass „das Zusammenfallen von geographischen Gestalten mit Volks- und Staatenräumen“ keine „natürliche Zweckbestimmung der Länder“ spiegle und es der Mensch und nicht die Erdoberfläche sei, der die Staaten schaffe; gleichzeitig aber unterstellte er eine „stille Beeinflussung“ der großen Masse „von seiten ihrer Umgebung“: „Harmonische Landschaften zeitigen das Gefühl von Zusammengehörigkeit und den Wunsch des Zusammenschlusses“ (PENCK 1928, 9). „Riesenstaaten“, die auf dem Willen einzelner basierten, der größer gewesen sei, „als es den natürlichen Gegebenheiten“ entsprochen habe, seien dagegen wie Meteore wieder erloschen. Und so gelangte PENCK (nicht anders als VOLZ) zu der abschließenden Gewissheit: „Auf die Dauer ist die Natur stärker als der Mensch“ (9). Verband man diese Gewissheit mit seiner Feststellung „Deutschland ist für uns eine natürliche Einheit und nicht bloß ein politischer Begriff“ (1) und der weiteren Feststellung „Am wenigsten erfüllt das Deutsche Reich seine Ländergestalt“ (9), so lag es nahe, darauf zu setzen, dass die Natur langfristig auf eine Deckung hinarbeiten würde.

Somit waren die „Länder“ der Länderkunde mehr als nur pragmatische Einheiten wie in der „reinen Geographie“. Nicht von ungefähr bezeichnete sie der Geograph (nach RITTERs Vorgang) als „Individuen“ oder zumindest „charakteristische Individualitäten“ (PENCK 1928, 8) und meinte damit Räume von *einheitlichem*

Charakter, was so manchen dazu verführte, in den Ländern den „Leib“ der Nationen und in den Völkern die „Seele“ dieses Leibes zu sehen. Entsprechend waren die Räume der Erde aus länderkundlicher Sicht keine Container, wie RITTERs Bestimmung der Geographie als „Verhältnislehre der irdischerfüllten Räume“ auf den ersten Blick nahe legen mag, sondern – mit den Worten PETER HEINRICH SCHMIDTs – „geradezu (...) Wesen, die leben und wirken, ihre Kräfte recken und miteinander in engen Lebensbeziehungen stehen“ (SCHMIDT 1945, 19).

Zugleich aber war vielen Länderkundlern schon früh bewusst, dass die Erdraumindividuen i.d.R. nicht durch eine scharfe, unmittelbar ins Auge springende je eigene Physiognomie voneinander getrennt waren. „Ihre Bilder und Gestalten“ würden vielmehr an den Rändern wie die „Farben des Regenbogens“ (WILHELM 1820, 50) ineinander übergehen, eine Individualität allmählich im Beginn der anderen erlöschen, während sich ihr „Wesen“ nur in einem Kernraum offenbare, in dem sich alle Einzelzüge trafen. Nicht von ihrem indifferenten Grenzbereich her sei daher ihre Eigenart zu packen, sondern nur „durch ihr Inneres und von der Mitte aus“ (KRIEGK 1840, 12); hier, in ihrem Innern, zeige die Länder-Gestalt ihren bis zur Vollendung gesteigerten Ausdruck und hebe sich klar von den anderen Länder-Gestalten ihrer Umgebung ab. Geschlossenheit meinte also Konzentration nach innen auf einen einheitlichen ‚Ton‘ oder ‚Stil‘, nicht linienhafte Abgeschlossenheit nach außen. Diesen ‚Ton‘ zu erfassen, war jedoch letztlich nur in einer *holistisch-ästhetischen* Perspektive möglich, wie schon die beliebten Vergleiche der Eigenart eines Landes mit dem Charakter eines *Gemäldes* bezeugen, auch wenn die sog. *Grenzgürtelmethode* OTTO MAULLS (1925, 601ff.) der Bestimmung von Kern und Übergangszone eines Landes einen empirischen Anstrich zu geben vermochte.

Alles, was bisher nur auf mittlerer Maßstabsebene, der Ebene der Länder, angesprochen wurde, wurde vom klassischen Geographen in entsprechender Abwandlung auch auf andere Maßstabsebenen übertragen, so dass sich die Erde aus Raumindividuen verschiedener Ordnungsstufen zusammensetzte, die eine Raumskala oder *Raumhierarchie* bildeten. Beschränkt man sich auf drei Stufen, so folgten nach unten auf die Länder die *Landschaften* und nach oben die *Erzteile*. Auch den Landschaften und den Erzteilen (wenngleich bei letzteren nicht ohne Widerspruch) sprach man eine physische Individualität zu, an die sich die Eigenart ihrer Bewohner anschließen ließ (Abb. 2). In seinem Beitrag „Die deutschen Landschaften und Stämme“ führte z.B. KIRCHHOFF aus: „Wo anders hätten sich die Deutsch-Schweizer, Tiroler, Steiermärker (...), Thürin-

ger, Hessen, Niederländer entwickeln können als eben in den Ländern [hier Landschaften], nach denen sie heißen, oder denen umgekehrt sie selbst erst ihren Namen stifteten?“ (KIRCHHOFF 1903, 41). Und KAPP konstatierte: „Das Continente oder Constante in den Gruppierungen der Menschheit ist die Race, das Racen- und Eigenartige in der Länderwelt ist der Continent. Man würde dem innigen Zusammenhange, in welchem der Boden und seine Bewohner stehen, zu nahe treten, wenn man die Uebereinstimmung von Continent und Race nicht anerkennen wollte“ (1868, 87). Solche Verknüpfungen auf der Ebene der Erdteile, die gerade auch beim „großen Publikum“ ankamen, ärgerten HETTNER massiv; denn ihre inneren Unterschiede seien erheblich, während zugleich Landschaften verschiedener Erdteile große Ähnlichkeit besäßen. Spöttisch registrierte er die gehobene Stimmung des Publikums, das an den Nahtstellen der Kontinente glaube, „mit den Worten europäisch, asiatisch, afrikanisch, amerikanisch, australisch (...) eine bestimmte Charakteristik von Land und Leuten auszusprechen“ (HETTNER 1893, 189).

Dass mit einem Kleinerwerden des Maßstabes die physischen Gegensätze immer größer wurden, störte die Anhänger der Kontinenteinteilung im Übrigen nicht, denn entweder fand man doch noch einen gemeinsamen Grundzug, der alles zusammenhielt, für Europa z.B. die Gemäßigkeit all seiner geographischen Merkmale von den Oberflächenformen und dem Klima über Pflanzen und Tiere bis hin zum Menschen, oder man postulierte einfach eine Einheit der Gegensätze. Die „Spannung der Kräfte“, behauptete EMIL HÖZEL forsch, bewirke „auch den Zusammenschluß der Naturgebiete in den Kontinenten“, deren hierdurch gegebene Individualität „der Gesamtgeschichte seiner Bewohner einen spezifischen Charakter“ ausdrücke. „Eine solche ‚kontinentale Geschichte‘“ werde eintreten, „wenn die ethnische Gesamtheit eines Erdteils ihre Interessengemeinschaft aus der Individualität des letzteren und der hierdurch bedingten Spannung des Gegensatzes zu einem oder zu mehreren anderen Kontinenten“ erkenne, „in deren Bevölkerung gleichfalls das Bewusstsein kontinentaler Solidarität erwacht“ (HÖZEL 1896, 437f.) sei. Damit war geographischen Raumphantasien, die sich an der Vorstellung vom „Kampf der Kontinente“ (SCHMIDT 1945, 311) orientierten, ein weites Feld eröffnet.

Anders die ursprüngliche Form der länderkundlichen Weltansicht, die mit ihrer Vorstellung von einer *einmaligen* Gliederung der Erde in *nebeneinanderliegende*, normativ aufgeladene „natürliche Länder“ ein *statisches* Ordnungskonzept vertrat, das den territorial-imperialistischen Tendenzen der auf Welt(macht)politik kon-

zentrierten Wilhelminischen Ära nicht mehr genügte. Theoretisch überwunden hat diese Weltsicht FRIEDRICH RATZEL. Zwar erklärte auch er „die Frage nach der geographischen Selbständigkeit einer Landschaft“ für „eine der wichtigsten“ der Politischen Geographie; denn „an geographische Selbständigkeit“ schließe sich „politische an“ (RATZEL 1903, 185). Doch ließ er es dabei nicht bewenden. Das Leben raste „nur vorübergehend“ in den einmal eingenommenen Naturgebieten und überflute sie „zuletzt immer wieder“, um sich „weitere Räume zur Ausbreitung“ (RATZEL 1909, 131) zu suchen. Entsprechend favorisierte RATZEL eine Politik, die sich die jeweils *nächsthöheren* Naturgebiete als Ziele der Expansion vornahm. Jedes Zeitalter stehe „unter der Herrschaft des Gesetzes der Zunahme der politischen Räume“ (RATZEL 1903, 363). Indem so die ursprüngliche Beschränkung der normativen Verknüpfung der Ordnung der Natur mit der politischen Ordnung auf der Ebene der Länder resp. der Nationalstaaten aufgehoben war, legitimierte RATZEL eine geographische Politik, die sich *weite Räume* erschloss.

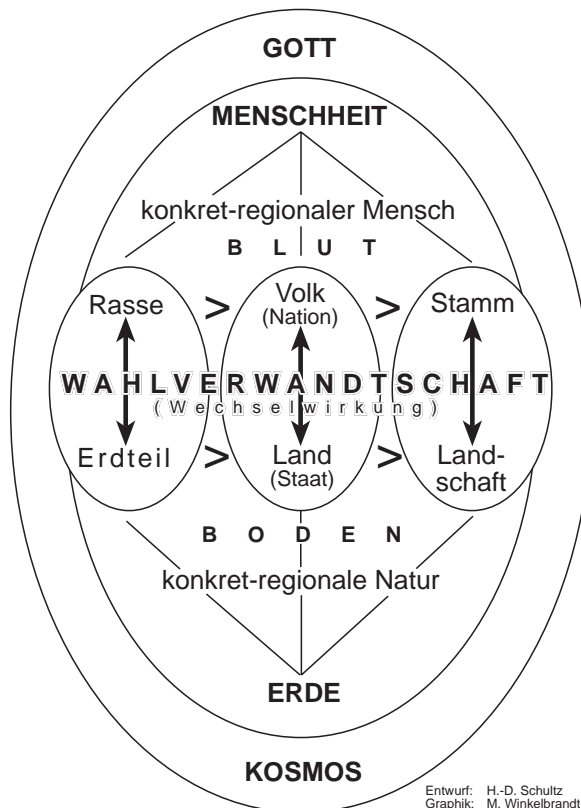
Die „modernen Raumtendenzen“ liefen nach ihm auf erdteilhafte, d.h. amerikanische oder asiatische Dimensionen zu. Europa werde dagegen immer an die Spuren seiner geographischen und ethnographischen Zersplitterung erinnert werden, selbst wenn ihm die wirtschaftliche Einigung als größte noch vorstellbare Leistung gelänge. Für „irrig“ hielt er es dagegen anzunehmen, „das Staatenwachstum werde ein Ende erreicht haben, wenn Ein Staat die ganze Erde umfasse“, weil vor Erreichen dieses „großen Augenblicks“ längst schon andere Wachstumsprozesse „für Zerfall und Neubildung sorgen würden“ (RATZEL 1903, 204f.).

#### IV

Eine Sonderstellung als *geographisches* Land unter den anderen Ländern Europas nahm *Deutschland* in der länderkundlichen Geographie ein. Seit 1806 war es als „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation“ nicht mehr politisch existent. Geblieben waren von ihm der unter französischem Protektorat stehende Rheinbund, Preußen, Österreich, das schwedische Pommern und das dänische Holstein. Frankreich hatte sich bis zum Rhein und später darüber hinaus ausgedehnt. 1810 waren große Teile Norddeutschlands in das Französische Kaiserreich integriert. Deutschland war nur noch ein geographischer Landbegriff. Aber in welchen Grenzen wurde es von Geographen definiert?

Einer der ersten, der sich an einer Festlegung versuchte (und verloh), war AUGUST ZEUNE. Zunächst, 1808/1811, definierte er es im Osten und Westen nach dem französischen *Stromprinzip*, so dass es enger ausfiel als das geographische Deutschland der Vertreter der deutschen Nationalbewegung, nämlich als das Gebiet zwischen Meer und Alpen, Oder und Rhein. Doch schon rasch musste er unter dem Druck der patriotischen Stimmung in den Befreiungskriegen diese Position aufgeben und sich der deutschen Nationalbewegung anschließen. Sein verändertes Deutschland erstreckte sich nun vom Durchbruch der Rhône unterhalb Genfs „bis zum nördlichen Vorgebirge Skagen auf der Halbinsel Jütland (...) und von den Sanddünen bei Dünkirchen bis zur Sandbank oder Landzunge Hela“, wobei er als grobe Grenzmarken March- und Leithagebirge, Alpen, Ardennen und die Nord- und Ostsee angab und für die Ostgrenze einen ominösen „Weichselwald“ als Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel erfand (ZEUNE 1830, 264).

HERMANN ADALBERT DANIEL übernahm diese Marken und präzierte sie in ihrem Verlauf (Abb. 1). Aus seinem 1872 schon in 104. Auflage verbreiteten „Leitfaden“ und seinem ebenfalls mehrere Auflagen er-



Entwurf: H.-D. Schultz  
Graphik: M. Winkelbrandt

Abb. 2: Das Paradigma der klassischen Geographie

The paradigm of classical geography

lebenden Handbuch lernten Generationen von Schülern (darunter die künftigen deutschen Eliten) den *geographischen* Deutschlandbegriff kennen und mit ihm zugleich, dass „die politischen Grenzen (...) von den natürlichen“ sehr verschieden seien. Meist seien die politischen Grenzen „enger gezogen“, wie im Norden und Westen, manchmal würden sie „über die natürlichen hinaus[gehen]“ (DANIEL 1853, 106), wie im Süden und vor allem im Nordosten. Ostpreußen, Westpreußen und Posen (die beiden letzteren nur, soweit sie nicht zum Odergebiet gehörten) waren für DANIEL wie für ZEUNE und ihre Anhänger geographisch gesehen ein Teil der sarmatischen Ebene und wurden mit (Kongress-) Polen unter *Ost-Europa* geführt, während die Schweiz, Belgien, die Niederlande und Dänemark im „Anhang“ zum Deutschlandkapitel abgehandelt wurden.

Dass dieses natürliche Deutschland der Geographen in etwa dem ERNST MORITZ ARNDTs entsprach zeigt sich auch darin, dass sie eine vergleichbare Fläche angaben: ARNDT 14.000 deutsche Geviertmeilen (1844, 346), ZEUNE 14.400 (1830, 264) und DANIEL 15.000 (1863, 17). ARNDTs geringere Größenangabe ergibt sich vor allem aus dem Fehlen Dänemarks, das er nicht zum natürlichen Deutschland zählte; die Differenz zwischen ZEUNE und DANIEL erklärt sich durch das Fehlen des mittleren und oberen Warthegebietes bei ZEUNE.

Auch ALFRED KIRCHHOFF, der nach dem Tode DANIELs dessen *Leitfaden* herausgab, behielt die Unterscheidung zwischen einem geographischen Deutschland und dem Deutschen Reich zunächst bei. Die Beneluxstaaten und Dänemark waren für ihn „deutsche Außenländer“, doch nach Vorwürfen der französischen Presse, die hinter dieser Bezeichnung Annexionsgelüste vermutete, änderte KIRCHHOFF (wahrscheinlich auf Geheiß des preußischen Kultusministers Falk) die Terminologie in der 125. Auflage von 1879. Der Deutschland-Begriff sollte nun, einem allgemeinen Trend folgend, mit dem Deutschen Reich zusammenfallen. Zu „Deutschland im geographischen Sinne“ sagte KIRCHHOFF fortan „Mitteleuropa“. Es hätte, meinte er, als übergeordnete Landeinheit durchaus das Zeug zu einer politischen Einheit gehabt, ja, sei dies sogar für kurze Zeit im Mittelalter so gut wie gewesen, doch hätten geschichtliche Ereignisse (Kriege, Verträge, Willkür, unterlassene Hilfeleistung) dafür gesorgt, das an seinen Rändern *geographische* Sondermotive zu einer eigenständigen Individuierung dieser Gebiete geführt hätten, deren politische Existenz damit ebenfalls geographisch gerechtfertigt sei. Nur „eine tiefblickend sich wählende Pseudogeographie“, polemisierte KIRCHHOFF, sehe „das Wesen der Länder allein in ihrer physischen Mitgift“ (KIRCHHOFF 1903, 118)

liegen, wengleich für ihn andererseits die Überlebensfähigkeit der vom Reich abgefallenen Staaten wiederum aus den geographischen Verhältnissen resultierte. Für die Schweiz und Belgien nahm KIRCHHOFF „den in der Landesnatur vorgezeichneten Erzeugungsgegen-satz“ (118) ihrer landschaftlichen Hauptteile, die aufeinander angewiesen seien, als Basis ihrer Selbständigkeit an, im Falle der Niederlande hätten die litoralen Interessen Entsprechendes bewirkt. Ein dauerhafter Abfall war also nur von Erfolg gekrönt, wenn die geographisch bedingte „materielle Wirtschaftsgrundlage“ (KIRCHHOFF 1914, 59) stimmte.

Der Fall der Ostgrenze Deutschlands war etwas anders gelagert. Als Herausgeber von DANIELs *Leitfaden* behielt KIRCHHOFF die Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel als die natürliche Grenze zwischen dem deutschen und dem östlichen Tiefland zunächst bei (vgl. DANIEL 1879, 128). Später ging er dazu über, im Osten überhaupt keine natürliche Grenze zu erkennen. In Ostpreußen wiesen die physischen Verhältnisse und die Bevölkerung sogar eher auf Russland als auf Deutschland hin, doch habe die Germanisierung dafür gesorgt, dass „Ostpreußen in der Summe seiner physischen *und* kulturellen Eigenthümlichkeiten entschieden ein deutsches Land heißen“ (KIRCHHOFF 1895, 95) müsse. Auch solche „nationalen Grenzen“ konnten also „sehr natürliche Landesgrenzen ziehen (Ost- und Westpreußen)“ (KIRCHHOFF 1902, 47), wenn die Natur selbst keinerlei Anhaltspunkte bot. Die Aufteilung Polens war für KIRCHHOFF letztlich eine Folge seiner „im Einerlei der unendlichen Ebene“ verschwimmenden Grenzen (KIRCHHOFF 1905, 57). Die „weltgeschichtliche Ungerechtigkeit“ dieses Aktes wurde von ihm zwar anerkannt, doch sah er nach „historischem Recht“ (50) in der realen Grenzziehung die einzige Möglichkeit, Exklaven und Enklaven zu vermeiden, die bei einer ethnographischen Abgrenzung entstanden wären. Eine weitere Expansion nach Osten aufgrund der fehlenden Naturmarken, auf die einige Alldeutsche seinerzeit spekulierten, kam für KIRCHHOFF jedoch nicht in Frage.<sup>4)</sup>

Der „Weichselwald“ bzw. die Höhen zwischen Oder und Weichsel hatten damit als „natürliche Grenze“ Deutschlands im Osten ihre rund fünfzigjährige Schuldigkeit getan; von jetzt an galt allgemein mit der Jubiläumsausgabe des Seydlitz von 1908 (hier zit. nach 1912): „Im N.O. verläuft die breite Ostseite des Reiches unbestimmt und unmerklich in das große slawische Flachland [hinein], und nur [!] von Menschenhand sind hier Markzeichen seines Endes und des Anfanges eines anderen Staatsgebietes gesetzt“ (OEHLMANN 1912, 427). Damit war endlich die seit ZEUNE und DANIEL bestehende missliche Situation beseitigt, dass

ein großer Teil Preußens jenseits des „Weichselwaldes“ bei konsequenter Auslegung des länderkundlichen Paradigmas an Russland hätte abgetreten werden müssen.

Es gelang KIRCHHOFF und den ihm folgenden Geographen jedoch nicht, den Bismarck-Staat im länderkundlichen Diskurs fest als geographisches Land zu verankern, Deutschland blieb für die Mehrzahl der Geographen größer als das Deutsche Reich. Das (national-)politische Deutschland hatte hiernach seine endgültige Gestalt noch nicht gefunden, ja, es fiel mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg sogar hinter den erreichten Stand von 1871 wieder zurück.

Damit war die Basis für eine folgenschwere Dramatisierung des geographischen Grenzdenkens gelegt, die HERMANN LAUTENSACH in *Supans Deutscher Schulgeographie* zu einer Jeremiade ausbaute. Dem deutschen Volk, so klagte er, sei ein „Hineinwachsen des Staatsraumes in einen natürlichen Raum versagt geblieben, weil hier [im Osten und Westen] ein sich scharf ins Bewußtsein prägender zielsetzender Grenzsaum überhaupt“ fehle; ja, „diese eine Tatsache“ umfasse „letzten Endes die ganze Tragik des deutschen Schicksals“ (LAUTENSACH 1927, 245). Demgegenüber lägen Großbritannien, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal „in je einem solchen von Naturschranken fest umzeichneten Raum, dessen völkische, kulturelle und politische Besitzergreifung den betreffenden Nationen wie selbstverständlich als erstes nationales Ziel vor Augen stehen mußte, sobald sich ihnen ein Nationsideal bestimmter Färbung eingeprägt hatte“ (245).

<sup>4</sup> Nicht ein Geodeterminismus, sondern ein politischer *Voluntarismus* wird von KIRCHHOFF für den Fall der deutschen Ostgrenze praktiziert, während SCHACH überall die „determinierende Wirkung der Natur“ (SCHACH 2003, 179) sucht und sieht und KIRCHHOFFS Denken umständlich die „imperialistisch zu bewertende Konsequenz“ unterstellt, dass aus ihm schließlich „auf der Basis der regionalen Determinanten auch der Wille zu einer horizontalen Erweiterung der Determinanten und damit der nationalen Größe“ (183f.) hervorgehe. Davon kann bei KIRCHHOFF keine Rede sein. Im Gegenteil: Sein Nationskonzept rechtfertigte gerade den *Status quo* des Bismarck-Reiches und die bismarcksche Satturiertheitspolitik. Ausdrücklich wandte sich KIRCHHOFF in der *Deutschen Revue* gegen „ferneres chauvinistisches Auslugen über die heutige Reichsgrenze (...) etwa hinüber nach den Niederlanden, der Schweiz, nach Deutsch-Österreich oder gar nach den russischen Ostseeprovinzen“ (KIRCHHOFF 1889, 33) und spottete über die Phantasien der Alldeutschen (vgl. seine Besprechung von ERNST HASSE: *Deutsche Grenzpolitik* (KIRCHHOFF 1906, 354)).

Speziell Frankreich wurde in der länderkundlichen Geographie gerne als Kontrastbild zu Deutschland präsentiert, um dessen Schwierigkeiten bei der Nationalstaatsbildung als geographisch begründet erscheinen zu lassen. „Während Deutschland und Deutsches Reich“, bedauerte OTTO MAULL, „weder vor dem Weltkrieg und noch weniger heute Begriffe von flächengleichen Raumgrößen“ darstellten, seien vor „der Überantwortung des Elsaß und Deutsch-Lothringens an Frankreich *Land und Staat* (...) dank nahezu eindeutiger Grenzumrahmung und zweckmäßigster Verzahnung des inneren Gefüges eine so seltene Symbiose miteinander eingegangen“, wie dies sonst in Europa nur noch in Italien vorkomme. „Während es meist eindringlicher geographischer Arbeit“ bedürfe, „um die Grenzen eines Landes zu erkennen“, falle diese „bei der Deutung Frankreichs als Land vollkommen weg“ (MAULL 1936, 7). Dennoch habe die französische Raumpolitik, begünstigt durch die Lückenhaftigkeit des Grenzsaumes zwischen ihm und Deutschland und seiner teils recht niedrigen Rücken, mit ihrer Rheinforde rung „eine der schlimmsten geographischen Irrlehren“ (8) vertreten. Als „tiefsten Grund“ dafür, dass es am Ende bei einem „schreienden Mißverhältnis“ zwischen Anspruch und Wirklichkeit geblieben sei, erkannte MAULL „die Übergangsnatur des mittleren Ostens und Nordostens“; mit ihr beginne „ein anderes Land mit der typischen vielgekammerten Struktur“ Mitteleuropas. Auch die weniger „auffälligen großen Einschnitte“ zögen „der Ausbreitung der Völker“ Grenzen: „Gerade die kleinen anders garteten Landschaften sind in ihrer klaren Bedeutung als Lebensräume oft Zellen besonderen Widerstandes“ (9).

Waren nicht aber die Bauelemente der französischen Landschaft die gleichen wie in Deutschland? Ja, befand MAULL, doch biete sich „die *geomorphologische Gestaltung Frankreichs* in geradezu klassischer Einfachheit dar“, so dass eine gänzlich andere Anordnung und „eine ganz andere Harmonie im Zusammenschluß der Teile zum Ganzen“ vorliege als in Deutschland, für das eine „west-oststreichende Zonengliederung“ (MAULL 1936, 9) charakteristisch sei.

Diese „ganz andere“ Anordnung drückte sich im Prinzip der *Dreigliedrigkeit* aus, das schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts auftauchte, später von WILHELM HEINRICH RIEHL aufgegriffen und popularisiert und schließlich von JOSEPH PARTSCH zum „Dreiklang“ geädelt wurde: die Abfolge Hochgebirge, Mittelgebirge und Flachland. PARTSCH bezog ihn allerdings auf einen Raum, der von Ostende und Genf bis Memel und Bargas ging und den er „Mitteleuropa“ nannte: „Wo einer seiner Töne ausklingt, ist Mitteleuropa zu Ende“ (PARTSCH 1904, 4; vgl. auch SCHULTZ 2002a). Viele

Geographen schlossen sich im Ersten Weltkrieg dieser Vorstellung eines Groß-Mitteuropas an, andere, wie ALBRECHT PENCK, beschränkten dagegen den „Dreiklang“ auf das geographische Deutschland, das mit den Hügeln von Artois begann und an den Karpathen endete: „Der Dreiklang (...) wird nur auf deutschem Boden gehört. Diese Sinfonie ist nur für ihn charakteristisch“ (PENCK 1928, 5f.). „Östlich vom böhmischen Becken und den Sudeten“ beginne „eine neue Gliederung Europas“ (5). Polen wird als Land des „Zweiklanges“ angeführt, das „in den Rokitosümpfen eine gute Grenzmarke gegen Rußland“ (7) besitze, während sich im nördlichen Flachland „kein natürlicher Anhalt“ finde, „um die Grenze zwischen dem [deutschen] Dreiklang und dem [polnischen] Zweiklang (...) zu ziehen“ (7). So verfügte Deutschland aus länderkundlicher Sicht trotz der bequem überschreitbaren Schwellen im Westen mit ihren zahlreichen Lücken und den noch weniger deutlichen, ja, gar nicht vorhandenen Grenzen im Osten über einen „Inhalt“, der ihm „eine eigene geographische Gestalt“ (5) verlieh, die allerdings von allen Ländern Europas am wenigsten mit seiner politischen Gestalt zusammenfalle.<sup>5)</sup>

Mit der Auslöschung Polens von der politischen Landkarte im Zweiten Weltkrieg sahen sich jene Geographen, die den „Dreiklang“ schon immer über das „mitteleuropäische“ Weichselgebiet ausgedehnt hatten, in der Annahme bestätigt, dass Raum, Volk und Staat zusammengehörten (vgl. SCHULTZ 2002b, 116f.). Das Gebiet des *deutschen* „Dreiklanges“ reichte nun vom Bug bis zum Kanal. Die „*mitteldeutsche Gebirgsschwelle*“, die sich „vom Weichseldurchbruch bei Sandomierz bis zum Außenbord des Pariser Beckens“ hinziehe, bilde „das Rückgrat des deutschen Bodens“ (SCHREPPER 1943, 7). Jetzt galt als geographisches Faktum: „Das Herzland Mitteleuropas, das die Stromgebiete von Rhein, Ems, Weser, Elbe und Oder umfaßt, besitzt weder gegen das westliche Endstück des europäischen Rumpfes noch gegen die osteuropäische Tafel eine feste natürliche Begrenzung. Breite Landstreifen schließen den mitteleuropäischen Kernraum ein und sind mit ihm landschaftlich und geschichtlich aufs engste verknüpft, im Osten das Warthe- und Weichselland, im

Westen das Schelde- und Maasgebiet und das Land an der oberen Saône. Als Ostmitteleuropa und Westmitteleuropa umgürten sie den Zentralraum des Abendlandes und verbinden sich mit ihm zu einer geographischen und historischen Einheit höherer Ordnung“ (4).

In einer nach dem Staatssekretär im Reichsinnenministerium, Wilhelm Stuckart, benannten Denkschrift über die künftige deutsch-französische Grenze wurde der „Dreiklang“ bereits 1940 ausdrücklich bestätigt. Der oder die unbekanntenen Verfasser – SCHÖTTLER (2003) vermutet einen oder mehrere hohe Beamte – referierten, dass sich im Westen „*der Begriff Mitteleuropa* (...) nach der Auffassung der deutschen Landeskunde mit dem *Begriff des geographischen Deutschland*“ (zit. n. SCHÖTTLER 2003, 111, kursiv = manuelle. Unterstr.) decke. „Entwässerung, Flußsystem und Wasserscheide, geologischer Aufbau, Oberflächengestaltung und Klima ergeben (...) *folgende natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich: Schweizer Jura – Plateau von Langres – Waldgürtel der Argonnen und Hügelchwelle des Artois*“ (114, kursiv = masch. Unterstr.). Genau hier lag die natürliche Grenze Deutschlands seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. ARNDT (s.o.) und DANIEL (1863, 18) haben sie genau beschrieben; Sandomierz im Osten war schon bei JAHN (s.o.) ein Eckpunkt Deutschlands.

Die Besonderheit Deutschlands ging aus der Sicht der länderkundlichen Geographie jedoch noch einen Schritt weiter und hatte gesamteuropäische Dimensionen. Schon im 19. Jahrhundert heißt es: „Deutschland ist das Land der Mitte, das Herz von Europa. (...) Es verbindet die vielfach gespaltenen Glieder Europas zu einer wahren Einheit“ (DANIEL 1863, 21). Das war einerseits „ganz äußerlich im räumlichen Sinne“ gemeint, andererseits aber auch in einem funktionalen: „Deutschland hat geschichtlich eine vermittelnde und ausgleichende, mäßigende Natur, wie es in allen seinen Naturformen den Charakter schöner Mäßigung inne hält. Es hat also eine centrale, eine concentrirende, vermittelnde, ausgleichende Stellung“ (21). Und dies nicht nur für Europa, sondern mit Europa für die Welt.

Im „Dritten Reich“ diente diese bei DANIEL eher harmlose kulturell-hegemoniale Vermittlungs-Ideologie in der geopolitischen Literatur dazu, Deutschlands *machtpolitischen* Anspruch auf eine Neuordnung Europas geographisch zu untermauern. Schon 1937 ließ KARL SPRINGENSCHMID Deutschland „für Europa“ kämpfen mit der Begründung: „Wie ein breiter massiger Rahmen um das Bild in der Mitte, so liegen die einzelnen europäischen Landgebiete an den vier Seiten des deutschen Raumes. Nur über Deutschland erhalten sie miteinander Verbindung. Erst Deutschland fügt die

<sup>5)</sup> PENCKs „Volks- und Kulturboden“-Konzept von 1925 konnte zwar als ein (vages) politisches Programm gelesen werden, die mittelalterliche Ostkolonisation bei günstiger Gelegenheit wieder aufzunehmen und womöglich bis an den „Warägischen Grenzgürtel“ vorzutragen, doch stünde dies im Widerspruch zu PENCKs geographischem Deutschlandbegriff von 1928 und seinem Ideal einer weitgehenden Deckung von Land und Staat.

einzelnen, völlig voneinander getrennten Teile zu einer Einheit zusammen. Erst durch Deutschland werden sie zu Europa! Deutschland ist [!] der Norden, aber auch der Süden, der Westen, aber auch der Osten. Ganz Europa findet sich in seinen Landschaften wieder!" (SPRINGENSCHMID 1937, 1). So ging Europa in Deutschland auf.

SPRINGENSCHMIDS Europa war eines ohne die Sowjetunion: „Sowjetrußland ist (...) Asien!“ (1937, Einleitung). Während zwischen ihr und den anderen Staaten des Erdteils in den Abbildungen der geopolitischen Bildreihe ein Riss geht, werden letztere, mit Deutschland in der Mitte, durch ein einigendes Band umschlungen: „Europas Zukunft liegt in Deutschland!“ (64, Abb. 3). Zwar bescheinigte auch SPRINGENSCHMID dem deutschen Flussnetz, das in der Geographie aufgrund seiner Parallelschaltung und der gegenläufigen Donau häufig für die verspätete Einigung Deutsch-

lands verantwortlich gemacht wurde (Abb. 4), das Fehlen einer „zusammenschließenden Kraft“, die den französischen und russischen Strömen zukomme, doch mit Blick auf Europa wurden sie nun plötzlich als Gunstfaktor entdeckt: „Aus der deutschen Mitte des europäischen Festlandes führen die Ströme nach den fünf verschiedenen Meeren Europas.“ „Allein schon durch seine Ströme“ habe Deutschland „eine besondere europäische Aufgabe“ (2) erhalten. Im Zweiten Weltkrieg propagierten Geographen unter dem Schlagwort einer Neuordnung des Kontinents durch Deutschland wieder ein Europa bis zum Ural, ein Schritt, den EDWIN FELS in der Natur des Erdteils bereits vorgezeichnet sah. Klassisch-geographisch verkündete er: „Menschliche Einrichtungen haben nur dann Bestand, wenn sie mit den natürlichen Einrichtungen in Einklang stehen“ (FELS 1943, 1). Nach dem Krieg setzte er, diesmal ohne Ausfälle gegen Engländer und Juden, sein Europa-Engagement fort.



Abb. 3: Geopolitische Propaganda: „Europas Zukunft liegt bei Deutschland!“

Geopolitical propaganda: “The European future lies in the hands of Germany!”

Quelle: SPRINGENSCHMID 1937, 64



Deutschland sollte als „Herzstück“ des Kontinents auf altbekannte Weise (s.u.) wieder zwischen Nord und Süd, West und Ost (bis zum Ural) vermitteln (FELS 1951, 25). Noch 1979/1981 verbreitete sich HEINRICH JORDIS VON LOHAUSEN, Weltkriegsoffizier und späterer österreichischer Militärattaché, im rechten Vowinckel-Verlag über das Raumschicksal der Völker und den „Kampf der Kontinente“. Zu Deutschland fällt ihm

ein: „Wer Deutschland hat, hat Europa“ (LOHAUSEN 1979/1981, 165, Abb. 5).

∇

Dieses politisch hochbrisante länderkundliche Denken, das im Umfeld der historischen Turbulenzen um 1800 und der deutschen Nationalbewegung seine ersten klareren Konturen gewann und in den folgenden Jahrzehnten zu einem zwingenden „Denkstil“ ausgebaut und den jeweiligen Zeitläufen angepasst wurde, die hier allerdings nur angedeutet werden konnten, gibt es heute nicht mehr. Die „Denkgemeinschaft“ (FLECK 1935/1980, 129) der Geographen, die von ihm über lange Zeit zusammengehalten wurde, ist nach einem schleichenden Erosionsprozess, der in der Rückschau deutlichere Konturen erhält, als es den Zeitgenossen zunächst auffiel, gegen Ende der 1960er Jahre auseinandergefallen. Apodiktische Voten, die im Namen der Länderkunde darüber befanden, was (noch) Geographie war und was nicht, verloren ihre disziplinierende Kraft. Wie ein Wetterleuchten reicht ein Vortrag EMIL EGLIS aus den 1970er Jahren in die fast schlagartig ver-



Abb. 4: Geopolitische Propaganda: Frankreichs Flüsse verbinden das Land, Deutschlands Flüsse nicht  
 Geopolitical propaganda: the rivers of France link the country those of Germany do not  
 Quelle: SCHMIDT u. HAACK 1929, 10 (Kartenteil)

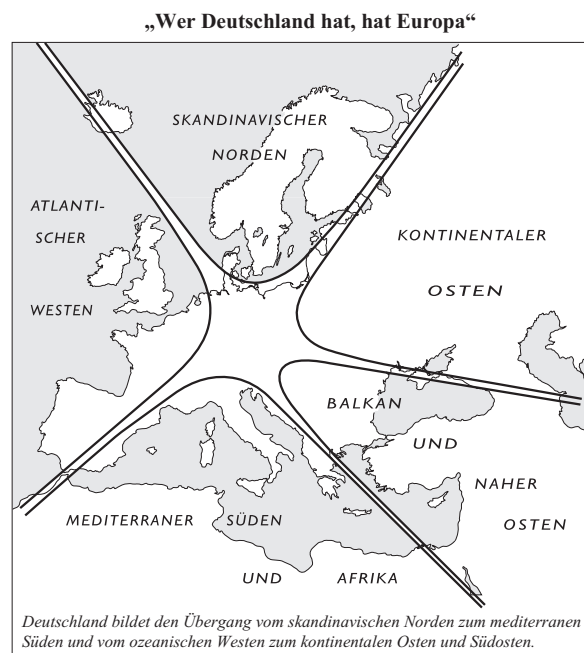


Abb. 5: Geopolitische Propaganda: „Wer Deutschland hat, hat Europa“  
 Geopolitical propaganda: “Those who have Germany, have Europe”  
 Quelle: LOHAUSEN 1981, 165

änderte disziplinäre Situation der Geographie hinein, bei dem er noch einmal mit Bezug auf die über Europa hinwegegangenen „Völkerwellen“ daran erinnerte, „dass all das Ein- und Umgießen menschlichen Stoffes (...) doch immer innerhalb natürlicher Umfassungen“ geschehen sei, „im mitgestaltenden Gefäß“ (EGLI 1977, 9). Leidenschaftlich beschwor er die „Kammern“ der Erdoberfläche als harmonische „Eigenräume“, die an den Menschen „mit eigenem Anruf“ heranträten: „Sie rufen örtliche Kultur wach und schaffen durch ihre Vielheit Kulturvielfalt“ (8). RITTERS „Localität“ blitzt hier hundertsechzig Jahre später noch einmal auf und soll gegen eine „sorglose Emanzipierung von der Natur“ (16) Schutz bieten, die im Übrigen lange Zeit mit dem länderkundlichen Paradigma einherging und vereinbar schien (vgl. SCHULTZ 2002b, 133ff.).

Das Ende der Länderkunde bedeutet freilich nicht, dass der länderkundliche „Denkstil“ damit zugleich erledigt wäre. Von jedem bleibe, konstatierte LUDWIK FLECK, „etwas“ (1935/1980, 130) zurück. Das gilt auch für die klassische Geographie. Die Spuren ihres „Denkstils“ finden sich nicht nur in Resten in der Geographie selbst, wie z.B. in den „Kulturerdteilen“ (vgl. KOLB 1962; NEWIG 1986), sondern in unterschiedlicher Abwandlung und Ausprägung als Wiederentdeckung oder Neubelebung auch in anderen Disziplinen und in alltagsnahen weltanschaulichen Bewegungen, wie dem *Bioregionalismus*, kurz überall dort, wo man sich mit dem Mensch-Natur- bzw. Mensch-Raum-Thema beschäftigt und an ihnen arbeitet (vgl. KÖRNER u. EISEL 2002; EISEL 2004). Schon die Sprechweise verrät den *intentionalen* Naturbegriff, wenn es heißt, die Natur wolle dies und verbiete das, wehre sich, räche sich, trage den Menschen oder wende sich von ihm ab. Und selbst die Berufung mancher Politiker und Publizisten auf ein vermeintlich feststehendes geographisches Europa, mit der aktuell die Türkei aus der EU ferngehalten werden soll, lässt sich als Schrumpfform des länderkundlichen „Denkstils“ verstehen, für den in den Zufälligkeiten des Reliefs ein höherer Sinn verborgen lag, welcher der Politik das Handeln vorschrieb.

Das war die ‚Lebenslüge‘ der klassischen deutschen Geographie (inklusive Schulgeographie), dass sie ihre machtpolitisch motivierten Land-Begriffe für *unpolitisch* hielt, weil sie deren Inhalt nicht im politischen Willen, sondern im ‚Willen der Natur‘ verankert sah. Mit dieser Erdung glaubten ihre Vertreter, den objektiven Bedürfnissen von Land und Volk zu dienen, während die Parteien vor dem Hintergrund eines geographisch definierten Idealzustandes nur anstößige Sonderinteressen vertraten. Der Schulgeograph FELIX LAMPE hat dies auf den Punkt gebracht. Eine auf die Politik angewandte Geographie galt ihm als bei weitem „klarer,

meßbarer, objektiver, der Parteieinseitigkeit und Partei-leidenschaft entrückter, dazu gegenwartsnäher“ als eine an der Geschichte orientierte Politik, weil sie sich „auf die Leistungen der Erde, auf die Bedingtheiten durch die irdische Natur“ stütze und eine „der mechanischen Kausalität näher stehende, allgemeiner gültige Betrachtungsweise“ (LAMPE 1929, 116) pflege.

Wie aber kann sich jemand schuldig fühlen, der tat, was er nach dem ‚Willen der Natur‘ tun musste, der nur eine objektiv erzwungene Pflicht erfüllte und sich sagen konnte: Ich bin es nicht gewesen, ich trage keine Verantwortung, es waren die geographischen Verhältnisse, die mich dazu drängten? Hier liegt *eine* der Wurzeln für die Schwierigkeiten der Geographie beim Umgang mit ihrer Vergangenheit nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine andere liegt im *Beschweigen* der eigenen Biographie und einer kollektiven *Amnesie*, die Hochschul- wie Schulgeographen nach 1945 befahl. Als „lebendige Erinnerung“ in Anspruch genommen wurde vielmehr kontrafaktisch, dass der Geographieunterricht schon aufgrund seiner „Eigenart und Methode“ dazu berufen sei, für eine „wahrhaft humane Bildung“ zu sorgen und „die Weltkatastrophe kaum hätte geschehen können, wenn das deutsche Volk in seiner Gesamtheit wirkliche geographische Bildung besessen hätte“ (CREDNER et al. 1949, 35). Kein Wort dagegen über die früheren Anbieterungen der Fachvertreter an das NS-Regime und die teilweise Komplizenschaft mit dessen Verbrechen.

Unbemerkt geblieben ist das Verkennen des Politischen durch die länderkundliche Geographie jedoch schon zur ersten Hochzeit geographischer Raum-spekulationen nicht. Man könne, trug HANS VON MŽIK, historischer Geograph und Orientalist, 1918 vor, „*keinen politischen Raum als gegebene und unverrückbare Natur- oder Kulturgröße betrachten*, einem politischen Raume natürliche, d.h. gewissermaßen von der Natur erforderte oder durch kulturelle Momente bedingte Begrenzungen auf der Karte anweisen“; alle Argumente dieser Art seien lediglich eine „*pseudowissenschaftliche ‚Rechtfertigung‘*“ (MŽIK 1918, 206f.) machtpolitischer Ambitionen. Die Räume, an denen er dies exemplifizierte, waren der „Orient“ und „Mitteleuropa“. Wo der Länderkundler geographische Wesenheiten sah, konnte VON MŽIK nur willensabhängige Programmräume erkennen. Historische Begriffe und naturwissenschaftliche Begriffe müssten streng auseinandergehalten werden, erstere zeichneten sich durch ein „volitives Moment“ (MŽIK 1918, 203) aus, das letzteren fehle.

Für die heutige post-klassische Geographie ist dagegen vollkommen klar, dass politische Projekte politisch entschieden werden müssen, nicht durch Verweis auf einen inneren ‚Plan der Natur‘, der die Entwicklung aller anderen (kulturellem wie politischen) Pläne

steuert. Räume sind nicht, Räume werden gemacht! Oder, mit den Worten HEINZ FASSMANNs: „Es handelt sich immer um gesellschaftliche Konstruktionen – auch dann, wenn sie sich an Flussverläufen, Klimagrenzen, Bergrücken oder Tälern orientieren“ (FASSMANN 2003, 31).

### Literatur

- ANDERSON, B. (1993<sup>2</sup>): Die Erfindung der Nation. Frankfurt a.M., New York.
- ANONYMUS (1833): Ueber das physische Element der Bildung und der Wechsel-Verhältnisse der Staaten, oder Natürliche Diplomatie. Stuttgart.
- ARNDT, E. M. (1803): Germanien und Europa. Altona.
- (1813): Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. Hg. von E. GÜLZOW. Berlin-Pankow.
- (1844<sup>2</sup>): Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig.
- BIRKENHAUER, J. (2001): Traditionslinien und Denkfiguren. Zur Ideengeschichte der sogenannten klassischen Geographie in Deutschland. Erdkundliches Wissen 133. Stuttgart.
- BUCHER, A. L. (1812): Betrachtungen über die Geographie und über ihr Verhältnis zur Geschichte und Statistik. Leipzig.
- (1827): Von den Hindernissen, welche der Einführung eines bessern Ganges bey dem Vortrage der Erdkunde auf Schulen im Wege stehen. Cöslin.
- BÜSCHING, A. F. (1778): [Selbstanzeige der ersten beiden Teile der 7. rechtmäßigen Auflage der Neuen Erdbeschreibung]. In: (A. F. BÜSCHINGs) Wöchentliche Nachrichten 6 (12), 92–95.
- CREDNER, W. et al. (1949): [Entschließung des Deutschen Geographentages vom Sept./Okt. 1948]. In: Geographische Rundschau 1, 35
- DANIEL, H. A. (1853<sup>3</sup>/1872<sup>104</sup>): Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. Halle a.S. [1879<sup>125</sup> hg. von A. KIRCHHOFF; 1884<sup>149</sup> hg. von B. VOLZ].
- (1863): Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen. Handbuch der Geographie 3. Stuttgart.
- DANN, O. (1993): Nation und Nationalismus in Deutschland 1770–1990. München.
- DAVY, B. (1999): Raum-Mythen – normative Vorgaben für die Identitätsbildung. In: THABE, S. (Hg.): Räume der Identität – Identität der Räume. Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 98. Dortmund 59–75.
- EGLI, E. (1942/1975): Mensch und Landschaft. Kulturgeographische Aufsätze und Reden. Zürich, München.
- (1977): Geborgenheit im Raum. Zum Begriff der Heimat. Schaffhausen.
- EISEL, U. (2004): Konkreter Mensch im konkreten Raum. Individuelle Eigenart als Prinzip objektiver Geltung. In: SCHULTZ, H.-D. (Hg.): ¿Geographie? Teil 3. Arbeitsberichte Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin 100. Berlin, 197–210.
- FASSMANN, H. (2003): Wo endet Europa? In: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 144, 27–36.
- FELS, E. (1943): Die geographische Einheit Europas als Grundlage der Wirtschaftsgemeinschaft. In: Übersee-Post. Deutsche Exportausgabe 3, 1–2.
- (1951): Die Europa-Union. In: Der Convent 2, 25–27.
- FELS, J. (1927): Begriff und Wesen der Nation. Deutschtum und Ausland 6. Münster
- FICHTE, J. G. (1801/1917): Der geschlossene Handelsstaat. Ein philosophischer Entwurf als Probe einer künftig zu liefernden Politik. Leipzig.
- FLECK, L. (1935/1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt a.M.
- GRAUL, H. (1942): Die naturlandschaftliche Gliederung des Generalgouvernements und ihre Bedeutung. In: Geographischer Anzeiger 10, 337–350.
- GUTHE, H. (1879<sup>4</sup>): Lehrbuch der Geographie. [Die 4. Aufl. wesentl. umgearb. von H. WAGNER]. Hannover.
- HANSLIK, E. (1917): Österreich. Erde und Geist. Wien.
- HARD, G. (1988). Selbstmord und Wetter – Selbstmord und Gesellschaft. Erdkundliches Wissen 92. Stuttgart.
- HERDER, J. G. (1784ff./2002): Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Text. (JOHANN GOTTFRIED HERDER, Werke III/1, hg. von W. PROSS). München, Wien.
- HETTNER, A. (1893): Über den Begriff der Erdteile und seine geographische Bedeutung. In: Verhandlungen des zehnten Deutschen Geographentages zu Stuttgart. Berlin, 188–198.
- (1907): Europa. Grundzüge der Länderkunde 1. Leipzig.
- (1916<sup>2</sup>): Rußland. Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Leipzig, Berlin.
- (1917): Die geographischen Grundlagen der Politik. In: Deutsche Politik 2, 562–573.
- (1927): Die Geographie, ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methoden. Breslau.
- HÖZEL, E. (1896): Das geographische Individuum bei Karl Ritter und seine Bedeutung für den Begriff des Naturgebietes und der Naturgrenze. In: Geographische Zeitschrift 2, 378–396, 434–444.
- HOMMEYER, H. G. (1810): Reine Geographie von Europa oder allgemeinen Terrain-Beschreibung der Europäischen Erdfläche. Erste Lieferung. Königsberg.
- JAHN, F. L. (1810/1817): Deutsches Volkstum. Leipzig.
- (1833/1885): Werke zum Deutschen Volkstum. (Werke Bd. II/1, neu hg. von C. EULER). Hof.
- JEISMANN, M. (1992): Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1702–1918. Stuttgart.
- KAPP, E. (1845): Philosophische oder Vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens. 2 Bde. Braunschweig.
- KERP, H. (1925): Landeskunde von Skandinavien (Norwegen, Schweden und Dänemark) und Finnland (Fennoskandia) II. Berlin, Leipzig.

- KIRCHHOFF, A. (1878): Der geographische Begriff Deutschland. In: Deutsche Revue 2/II, 312–318.
- (1882): Schulgeographie. Halle a.S.
- (1889): Das Wandern der Staatsgrenzen. In: Deutsche Revue 14/I, 23–33.
- (1895): Sinn und Behandlungsweise der „politischen“ Geographie im Schulunterricht. In: Geographische Zeitschrift 1, 90–100.
- (1902): Allgemeine Erdkunde. Leitfaden zur Vorlesung. Als Manuskript gedruckt. Halle a.S.
- (1903<sup>2</sup>): Die deutschen Landschaften und Stämme. In: MEYER, H. (Hg.): Das deutsche Volkstum. Leipzig, Wien, 39–122.
- (1905): Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität. Halle a.S.
- (1906): [Besprechung von:] ERNST HASSE, Deutsche Grenzpolitik. In: Globus 89, 353–354.
- (1914<sup>4</sup>): Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Aus Natur und Geisteswelt 31. Leipzig, Berlin.
- KÖRNER, S. u. EISEL, U. (2002): Biologische Vielfalt und Nachhaltigkeit: zwei zentrale Naturschutzideale. In: Geographische Revue 4 (2), 3–20.
- KOLB, A. (1962): Die Geographie und die Kulturerdteile. In: LEIDLMAIR, A. (Hg.): Hermann von Wissmann-Festschrift. Tübinger Geographische Studien, Sonderbd. 1. Tübingen, 42–49.
- KRIEGK, G. L. (1840): Schriften zur allgemeinen Erdkunde. Leipzig.
- LAMPE, F. (1929): Die Geographie als Lern- und Lehrgebiet. In: Methodenlehre der Geographie. Enzyklopädie der Erdkunde. Leipzig, Wien, 23–285.
- LANGEWIESCHE, D. (2003): Was heißt ‚Erfindung der Nation‘? Nationalgeschichte als Artefakt – oder Geschichtsdeutung als Machtkampf. In: Historische Zeitschrift 277, 593–617.
- LAUTENSACH, H. (1927<sup>13</sup>): Prof. Dr. A. Supans Deutsche Schulgeographie. Gotha.
- LOHAUSEN, H. J. VON (1979/1981<sup>2</sup>): Mut zur Macht. Denken in Kontinenten. Berg am See.
- LUKAS, G. A. (1915): Viribus unitis. Politisch-geographische Gedanken über Österreich-Ungarn und den Weltkrieg. In Eintracht stark. Ein Kriegsbuch für die Jugend Österreich-Ungarns 1. Wien.
- MAULL, O. (1910): Die bayrische Alpengrenze. Diss. Phil. Fak. Univ. Marburg Marburg.
- (1925): Politische Geographie. Berlin.
- (1936): Frankreich. Das französische Großreich: Der Reichskern. Berlin, Leipzig.
- MÜLLER, K. E. (1997): Geschichte der antiken Ethnologie. Reinbek b. Hamburg.
- MŽIK, H. VON (1918): Was ist Orient? In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien 61, 191–208.
- NEWIG, J. (1986): Drei Welten oder eine Welt: Die Kulturerdteile. In: Geographische Rundschau 21, 453–459.
- OEHLMANN, E. (1912<sup>25</sup>) (Bearb.): E. von Seydlitz. Handbuch der Geographie. („Der große Seydlitz“). Breslau.
- PARTSCH, J. (1904): Mitteleuropa. Die Länder und Völker von den Westalpen und dem Balkan bis an den Kanal und das Kurische Haff. Gotha.
- PENCK, A. (1925). Deutscher Volks- und Kulturboden. In: LOESCH, K. C. VON (Hg.): Volk unter Völkern. Bücher des Deutschtums 1. Breslau, 62–73.
- (1928): Deutschland als geographische Gestalt. In: Deutschland. Die natürlichen Grundlagen seiner Kultur. Leipzig, 1–9.
- RATZEL, F. (1903<sup>2</sup>): Politische Geographie oder die Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges. München, Berlin.
- (1909<sup>3</sup>): Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Anthropogeographie 1. Stuttgart.
- RITTER, C. (1806): Einige Bemerkungen über den methodischen Unterricht in der Geographie. In: GuthMuths Neue Bibliothek für Pädagogik 2, 198–217.
- SCHACH, A. (2003): Alfred Kirchhoff (1838–1907) – Nation. Innenpolitisch sinnstiftendes und außenpolitisch differenzierendes Ziel auf der Basis naturdeterministischer Herausforderung. In: Zeitschrift für Politik 50, 171–186.
- SCHMIDT, M. G. u. HAACK, H. (1929): Geopolitischer Typen-Atlas. Gotha.
- SCHMIDT, P. H. (1945): Europa. Natur und Schicksal eines Erdteils. Zürich.
- SCHÖTTLER, P. (2003): Eine Art ›Generalplan West‹. Die Stuckart-Denkschrift vom 14. Juni 1940 und die Planungen für eine neue deutsch-französische Grenze im Zweiten Weltkrieg. In: Sozial-Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts 18, 83–131.
- SCHREPFER, H. (1936): Landschaft und Mensch im deutschen Lebensraum. In: Zeitschrift für Erdkunde 4, 145–156.
- (1937): Die Bedeutung des Raumes für die Entwicklung unseres Volkes seit vor- und frühgeschichtlicher Zeit. In: Verhandlungen und wissenschaftliche Abhandlungen des 26. Deutschen Geographentages 1936. Breslau, 91–113.
- (1943): Der Westraum und seine Landschaften. In: Westland. Blätter für Landschaft, Geschichte und Kultur an Rhein, Mosel, Maas und Schelde Folge 1, 4–9.
- SCHULTZ, H.-D. (1993<sup>3</sup>): Deutschlands „natürliche Grenzen“. In: DEMANDT, A. (Hg.): Deutschlands Grenzen in der Geschichte. München, 32–93.
- (1995): „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Geographie und Nationalstaat vor dem Ersten Weltkrieg. In: Geographische Rundschau 47, 492–497.
- (2002a): Großraumkonstruktionen versus Nationsbildung: das Mitteleuropa Joseph Partschs. Kontext und Wirkung. In: BROGLIATO, H. P. u. MAYR, A. (Hg.): Joseph Partsch – Wissenschaftliche Leistungen und Nachwirkungen in der deutschen und polnischen Geographie. Beiträge zur Regionalen Geographie 58. Leipzig, 85–127.
- (2002b): „Jeder Raum hat sein Volk.“ Nationalstaatsbildung und industrielle Moderne in der deutschsprachigen Geographie. In: LUG, U. u. SCHULTZ, H.-D. (Hg.): Natur in der Moderne. Interdisziplinäre Ansichten. Berliner Geographische Arbeiten 93, 87–148.

- 
- (2003–2004): ¿Geographie? [Antworten vom 18. Jh. bis heute]. 3 Bde. Arbeitsberichte Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin 88, 89, 100. Berlin.
- SCHULZE, H. (1987): Wir sind, was wir geworden sind. Vom Nutzen der Geschichte für die deutsche Gegenwart. München.
- (1994<sup>4</sup>): Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung. Deutsche Geschichte der neuesten Zeit. München.
- SPRINGENSCHMID, K. (1937): Deutschland kämpft für Europa. Geopolitische Bildreihe. Leipzig.
- VOLZ, W. (1925): Lebensraum und Lebensrecht des deutschen Volkes. In: Deutsche Arbeit 24, 169–174.
- WARDENGA, U. (1995): Geographie als Chorologie. Zur Genese und Struktur von Alfred Hettners Konstrukt der Geographie. Erdkundliche Wissen 100. Stuttgart.
- WEHLER, H.-U. (2001): Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen. München.
- [WILHELMI, H.] (1820): Ideen über Geographie. Leipzig.
- WINKLER, F. (1872): Die Abhängigkeit des Staates von den geographischen Verhältnissen seines Gebiets. Diss. Phil.-Fak. Jena. Dresden.
- XYLANDER, J. VON (1821): Die Erdbeziehung der Staaten als Grundlage ihres politischen Lebens. München.
- ZEUNE, A. (1808): Gea [1811<sup>2</sup>: Geoa; 1830<sup>3</sup>: Gea]. Berlin.